

Miriam Meckel, Coco Chanel, Leon de Winter, Uiguren im Jura

Nummer 44 – 31. Oktober 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



Verkaufte Roma-Kinder

Das Netzwerk krimineller Sippen in der Schweiz. *Von Philipp Gut*

Nehmen Sie Flüchtlinge auf?

Von Roger Schawinski bis Knackeboul – die grosse Umfrage.
Von Christian Mundt

Michelle Hunziker: Metaphysik der Schönheit

Hollywood-Starchirurg Doktor Palmer bewertet die schönste Schweizerin.
Von Tom Kummer



Unser Sinn für Vollkommenheit.
Senator Chronometer Regulator



Glashütte
ORIGINAL

www.glashuette-original.com

Deutsche Uhrmacherkunst seit 1845.

Der Senator Chronometer Regulator. Ästhetik, Eleganz und Präzision. Ein offiziell zertifizierter Chronometer kombiniert mit der klassischen Anzeige eines Regulators. Es dominiert als einziger, zentraler Zeiger der Minutenzeiger, während sich die übrigen Zeiger in dezentralen Zifferblattbereichen drehen. Erfahren Sie mehr unter www.glashuette-original.com. Unsere iPhone-Applikation können Sie vom App Store herunterladen.

Im April letzten Jahres berichtete die *Weltwoche* vom wachsenden Kriminaltourismus osteuropäischer Roma-Banden, die gezielt Kinder und Jugendliche zum Betteln und zu Einbrüchen missbrauchen. Das Titelbild mit dem Roma-Jungen, der mit einer Spielzeugpistole auf den Fotografen zielt, ging um die Welt und sorgte monatelang für hitzige Diskussionen. Jetzt macht ein ähnliches Dokumentarbild Karriere: dasjenige von Maria, dem bulgarischen Roma-Mädchen, das in Griechenland bei falschen Eltern lebte und dort zum Betteln gezwungen wurde. An der damaligen Kern-diagnose («Missbrauch von Kindern zu krimi-



Verkauft, vermietet, verschenkt: Roma-Kinder.

nellen Zwecken») hat sich nichts geändert, im Gegenteil. Die Netzwerke krimineller Sippen sind in der Schweiz so aktiv wie nie zuvor. Auch in der Schweiz setzen die Drahtzieher Kinder ein, die von ihren Eltern verkauft, vermietet oder verschenkt wurden, wie Philipp Gut in diesem Blatt zeigt. **Seite 20**

«Die Schweiz nimmt zwei Uiguren aus Guan-tánamo auf!» – diese Nachricht ging vor drei Jahren um die Welt. Bald, so hiess es, würden sich die Brüder Bahtiyar und Arkin Mahmut im Jura integrieren und ein selbständiges Leben führen können. Die Realität sieht anders aus, wie eine Reportage von Lucien Scherrer beweist. Scherrer, der erstmals mit einem der Uiguren sprechen konnte, hat Bahtiyar in Delsberg aufgespürt. Er traf einen freundlichen, einsamen Mann, der mit einer verrückten Geschichte leben muss – und der wie sein Bruder am Tropf des Sozialstaats hängt. **Seite 40**

Kennengelernt haben sich unser Autor Tom Kummer und der renommierte Schönheitschirurg Francis R. Palmer vor mehr als zehn Jahren auf einem Tennisplatz in Beverly Hills. Spielerisch setzten sie dort ihre Körper ein, die Bekanntschaft blieb ansonsten cool an der Oberfläche. Bis es letzte Woche ernst wurde: Kummer offenbarte seine Rolle als Journalist, Palmer öffnete seine sonst von der Aussenwelt



Star-Körper: Michelle Hunziker.

gut abgeschirmte Celebrity-Praxis am Wilshire Boulevard, um Michelle Hunzikers Star-Körper nach seinem Schönheitsschema zu analysieren. Der Arzt offenbarte dabei überraschende Details, die Kummers Untersuchung über die Zukunft des Körpers noch brisanter machten: Die Vorfahren des Schönheitsgurus stammen aus dem Emmental – Palmer besitzt also solide Schweizer Gene. **Seite 44**

Seit den achtziger Jahren trugen die beiden Niederländer Theo van Gogh und Leon de Winter eine öffentliche Dauerfehde aus. Nachdem der Filmemacher van Gogh 2004 durch einen Islamisten auf offener Strasse in Amsterdam getötet wurde, war der Schriftsteller de Winter – das gibt er offen zu – nicht sonderlich schockiert oder bestürzt. Nun hat Leon de Winter einen Roman geschrieben, in welchem er das Verhältnis zu seinem früheren Intimfeind satirisch aufarbeitet. Claas Relotius traf den 59-jährigen de Winter mehrfach in Hamburg und begegnete dabei einem Mann, der erstaunlich offen Einblicke in sein Seelenleben gab. Er führte ein Gespräch über Verletzungen, Wut und die Befreiung des Schreibens, bei dem der Autor nicht gänzlich ohne Selbstironie auskam. **Seite 58**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)
Produktionschef: David Schnapp
Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),
Alex Baur, Urs Gehrig,
Christoph Landolt, Christian Mundt,
Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),
Lucien Scherrer, Florian Schwab,
Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Pierre Heumann, Peter Holenstein,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, René Lüchinger,
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,
Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,
Deborah Neufeld, Kurt Pelda,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),
Joël Hunn, Raffaella Bachmann (Assistentin)
Layout: Silvia Ramsay (*Leitung a. i.*)
Korrektur: Cornelia Bernegger und
Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,
Gregor Szyndler, Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),
Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),
Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,
info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,
Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt ist. Es schont damit Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



“WELCOME TO MY WORLD”



Thom Richard ist einer der seltenen Piloten weltweit, die über das Talent, die Erfahrung und den Mut verfügen, an den berühmten Reno Air Races – dem schnellsten Motorsport schlechthin – das Finale zu bestreiten. Weniger als zehn Cracks sind zugelassen, mit 800 km/h, Flügel an Flügel, nur einige Meter über dem Boden, halsbrecherisch um den Sieg zu kämpfen. Für diese Aviatikelite konzipiert Breitling Chronografen, robuste, funktionale und superleistungsstarke Instrumente mit von der COSC – der höchsten offiziellen Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifizierten Werken. Willkommen in der Welt von Breitling.



TRANSOCEAN UNITIME PILOT



BREITLING.COM

INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

«Good news»

Gute Nachrichten aus dem Nationalrat. Bundesrat Burkhalter bewundernswert elastisch. Von Roger Köppel

Erfreulich: Die Aussenpolitische Kommission (APK) des Nationalrates setzte gegenüber Bundesrat Didier Burkhalter wichtige Präzisierungen seines Mandats zu Verhandlungen mit der Europäischen Union durch. Ohne Verbindlichkeit allerdings, aber die Stellungnahme ist doch interessant. Insbesondere die in diesem Blatt geforderte Differenzierung zwischen den Begriffen «Binnenmarkt» und «Marktzutritt» wurde wirksam aufs Tapet gebracht. In dem betreffenden, von der SVP formulierten Antrag heisst es: «Die Schweiz unterhält mit der EU Beziehungen auf vertraglicher Ebene, insbesondere, um den gegenseitigen Marktzutritt zu erleichtern. Aber die Schweiz ist nicht Mitglied des europäischen Binnenmarktes und hat auch nicht die Absicht, es zu werden.» Die APK segnete den Vorstoss mit 13 zu 1 Stimme bei 7 Enthaltungen ab.

Sogar Aussenminister Burkhalter nahm die Forderung wohlwollend auf. Damit habe er «keine Mühe». Sein Einlenken erstaunt, zumal der gleiche Burkhalter noch vor zwei Wochen für die Schweiz ausdrücklich den «Zugang zum europäischen Binnenmarkt» gefordert hatte, die Implikationen offensichtlich verkennend, absichtlich verdrängend oder nicht verstehend, was wir an dieser Stelle als intellektuellen Grundlagenirrtum oder böswillige Irreführung des Stimmbürgers kritisierten. Dass der Neuenburger nun – womöglich aus Einsicht – beidrehte, ist eine gute Nachricht, denn der EU-Binnenmarkt ist eben tatsächlich weit mehr als ein Markt, und es scheint, dass den glühenden Schweizer Befürwortern des «Bilateralismus» – welch hochgestochenes Wort – in Politik, Verwaltung und Medien dieser Unterschied bis vor kurzem gar nicht bewusst war.

Jetzt ist es ausgesprochen und sozusagen amtlich festgehalten: Der Binnenmarkt ist mehr als ein Markt, ist mehr als ein Verfahren zum möglichst freien Austausch von Gütern und Dienstleistungen, ist ein stark politisch durchtränktes Regelsystem, eine Art EU-Vorstufe ohne Aussen- und Sicherheitspolitik. Dem EU-Binnenmarkt beizutreten, käme fast einem EU-Beitritt gleich und bescherte der Schweiz Souveränitätsverluste, die im Widerspruch stehen zur angeblich offiziellen Politik, wonach eben gerade die bilateralen Verträge sich auf wirtschaftliche Fragen des Marktzutritts beschränken sollen, ohne relevante sou-



«Steile europapolitische Lernkurven.»

veränitätspolitische Nebenwirkungen für die Schweiz. Nach der APK-Stellungnahme wird es für die heimlichen EU-Turbos in Bern künftig schwieriger, die Schweiz an Volk und Ständen vorbei via Binnenmarkt mit der EU zu verschmelzen.

Ebenfalls angenommen wurde von der APK mit 14 zu 1 Stimme bei 6 Enthaltungen ein weiterer wichtiger SVP-Vorstoss: «Der Europäischen Union ist unmissverständlich darzulegen, dass die Schweiz ein von der EU unabhängiger Staat ist. Die Schweiz will der EU weder auf direktem noch auf indirektem Weg beitreten.» Damit ist das einst in Brüssel deponierte EU-Beitritts-gesuch des Bundesrates theoretisch gegenstandslos geworden. Burkhalter unterstützte auch diesen Antrag.

Das Gleiche gilt für die dritte von der SVP verlangte Einhegung des Verhandlungsmandats: Die Schweiz, heisst es, werde künftig keine Verträge mit der EU abschliessen, die ihre Souveränität «generell rechtlich oder faktisch» einschränken. «Insbesondere kann und wird sich die Schweiz nicht verpflichten, das zukünftige EU-Recht weder in heutigen noch in künftigen bilateralen Verträgen automatisch zu übernehmen und sich weder der EU- noch der EWR-Gerichtsbarkeit zu unterstellen.» Burkhalter, der in einem Vortrag an der Uni Zürich noch vor wenigen Wochen faktisch die Unterstellung der Schweiz unter das oberste europäische Gericht gefordert hatte, zeigte sich auch hier zustimmend, was bei skeptischen Betrachtern eine Art Bewunderung für die Elastizität dieses Magistraten hervorrief. Formulieren wir es so: Der Aussenminister zeigt steile europapolitische Lernkurven. Wie nachhaltig sie sind, muss sich weisen.

Nicht alle SVP-Forderungen freilich kamen durch. Selbstwidersprüchlich wies die Kommission den vierten Vorstoss zurück. Er lautete: «Abgelehnt wird auch eine «Souveränitätswahrung zum Schein», also die Absicht, die Schweiz vor die Wahl zu stellen, entweder im konkreten Fall das künftige EU-Recht oder Sanktionen (im bundesrätlichen Entwurf neuerdings «Ausgleichsmassnahmen» genannt) hinzunehmen.» Die APK akzeptiert also ausdrücklich die Möglichkeit, dass die EU die Schweiz im Konfliktfall mit Sanktionen belegen kann. Über diesen Punkt wird noch zu streiten sein. Er steht im direkten Widerspruch zu dem von der APK ausdrücklich angenommenen Postulat, die Schweiz keiner fremden Gerichtsbarkeit zu unterstellen. Wer einer fremden Macht aber Sanktionsgewalt gegen die Schweiz überträgt, unterstellt ihr die Schweiz.

In einem letzten und fünften Passus hatte die SVP verlangt, für den Konfliktfall zwischen der EU und der Schweiz ein «paritätisch besetztes Schiedsgericht» zu installieren «analog zu den Methoden im internationalen Privatrecht». Auch dieser – vernünftige – Vorstoss fiel durch. Merkwürdig. Wenn die Kommission doch so unmissverständlich darauf dringt, die Schweiz keinen fremden Richtern zu unterstellen, weshalb wehrt sie sich dann gegen eine durchaus naheliegende, konkrete Folge dieser Weigerung, nämlich statt eines europäischen Gerichts eine paritätisch besetzte Schiedsbehörde einzuführen?

Die Akrobatik ist erklärbar. Zum einen wollte die Kommission nicht alle SVP-Anträge absegnen. Es wäre ein zu grosser Triumph für die Partei und eine zu grosse Schlappe für den Bundesrat gewesen. Auf der andern Seite sollte der SVP ein wichtiger europapolitischer Trumpf aus der Hand geschlagen werden. Eine Kommissionsmehrheit merkte wohl, dass das zu weit gehende Verhandlungsmandat des Bundesrats einen Quantensprung an schleichendem Beitritt bedeutet und der SVP einen Steilpass zugespielt hätte. Die Kommission spürte den Atem des skeptischen Volks und handelte entsprechend. Gleichzeitig bleibt die doppelzüngige bundesrätliche Anschmiegsstrategie an die EU möglich: Burkhalters EU-Gericht droht weiter aus dem Hintergrund. Das geht nicht auf und ist unehrlich.

Fazit: Erfreulich sind die neuen Unterscheidungen und Differenzierungen punkto Binnenmarkt, dem fast surreal auch Burkhalter beipflichtete. Die nationalrätliche APK legte ein klares Bekenntnis gegen den Beitritt ab. Hinter diese Punkte kann man nicht mehr zurück. Überschätzen sollte man dies dennoch nicht. Die APK gab lediglich eine Stellungnahme ab, und Burkhalter stehen für seine Pläne, die Schweiz irgendwie doch noch europäischer Gerichtsbarkeit zu unterstellen, alle Scheunentore offen. Höchste Wachsamkeit bleibt gefragt.



Gefährdete Bräuche: «Sinterklaas». Seite 50



Doppelspiel: Coco Chanel. Seite 52



«Falsche Entwicklung»: Beat Meiner. Seite 26



Miss Perfekt: Miriam Meckel. Seite 30

Kommentare & Analysen

5 Editorial

10 Im Auge Gay Talese, Reporter

10 Kommentar Heucheln und

12 Zürich Teure Alibiübung

12 Banken Doppelmoral

13 Personenkontrolle Bulcke, Jimenez, Schwab, Schuwalow, Kudrin, Müller

13 Nachruf Dimiter Gotscheff, Regisseur

14 Die Deutschen Heimspiel

14 Wirtschaft Listiger Griff ins Portemonnaie

15 Ausland Obama bleibt krisenanfällig

16 Mörgeli Verfassungszerfall im Schweizerland

16 Bodenmann Toni Brunner für alle

17 Medien Gratis lesen, gratis schreiben

17 Gesellschaft Heldinnen

18 Leserbriefe/Darf man das?

Hintergrund

20 Verkaufte Roma-Kinder

In der Schweiz blüht das Geschäft mit Minderjährigen, die von ihren Eltern an Roma-Sippen verkauft werden

24 Bern Güsel-Wahnsinn, Teil 2

25 Politik CVP-Nationalrätin Kathy Riklins Tessiner Residenz

26 Nehmen Sie Flüchtlinge auf?

Die Flüchtlingshilfe will Heimatlose bei Privaten platzieren. Umfrage unter Prominenten

30 Die Professorin mit dem Wir-Gefühl

Die Kommunikationswissenschaftlerin Miriam Meckel gibt zu reden. Was hat sie selbst zu sagen?

32 Die neue Rassenfrage

Genetische Unterschiede zwischen den Ethnien gewinnen in der Pharmaforschung an Bedeutung

40 Vorher Guantánamo, jetzt Sozialhilfe

Besuch im Jura, wo seit 2010 die beiden Uiguren aus dem Lager Guantánamo leben

44 Wie schön ist Michelle Hunziker?

Der Körper der Schweizerin auf einer Skala von 1 bis 100

50 Gurken statt Cervelats

Das niederländische Nikolausfest steht unter Rassismusverdacht. Wie steht es um die Schweizer Bräuche?

52 Geschwärtzter Engel

Ein neues Buch zeigt die weltberühmte Modeschöpferin Coco Chanel als Nazi-Kollaborateurin

54 Das Inzest-Problem

Am jahrhundertalten Inzestverbot wird kaum gerüttelt. Weshalb eigentlich nicht?

EINZIGARTIG WIE IHRE LIEBE



125
Jahre

1888 BY BUCHERER – das absolute Glanzstück aus dem Atelier Bucherer: Brillant allerhöchster Kategorie, ab 1 Karat, formvollendet gefasst in edlem Platin

BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | bucherer.com



«Wir sollten offen und dialogbereit bleiben»: Autor de Winter. Seite 58

Interview

58 «Am Anfang war es Hass»

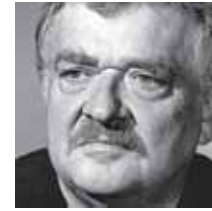
Der Niederländer Leon de Winter über die Wut auf einen Toten, die Gefahren der Provokation und die Zukunft des Islam

Stil & Kultur

- 62 Stil & Kultur Wir Vereinsmeier
- 64 Bestseller
- 64 Comics Was den neusten Asterix-Band mit Black Sabbath verbindet
- 65 Literatur Peter Handkes «Versuch über den Pilznarren»
- 65 Jazz Niklaus Troxler, Olivier Senn
- 67 Pop Nachruf auf Lou Reed
- 68 Top 10
- 68 Kino «The Fifth Estate»
- 69 Fernseh-Kritik «Der Bachelor»
- 70 Namen Nackte Frauen, gesunder Appetit
- 71 Hochzeit Pia Gyger und Niklaus Brantschen
- 71 Thiel Neue Strategien
- 72 Wein Mercè Sangüesa: El Llupià 2011
- 72 Die Besten Duft des Orients
- 73 Auto Opel Cascada 1.6 SIDI Turbo
- 73 Zu Tisch Restaurant «Spice im Rigiblick», Zürich
- 74 MvH trifft Ron Arad, Designer

Autoren in dieser Ausgabe

Hans Ulrich Gumbrecht



Der in Stanford lehrende Literaturwissenschaftler gehört zu den einflussreichsten Intellektuellen Deutschlands. In seinem Beitrag geht Gumbrecht der Frage nach, warum das uralte Inzesttabu auch in der von sexueller Toleranz geprägten Gegenwart kaum angetastet wird. Seite 54

Jeroen van Rooijen



Der freischaffende Modejournalist hat sich als Stilkolumnist und Buchautor einen Namen gemacht. Für die *Weltwoche* bespricht der 43-Jährige Hal Vaughans Buch «Sleeping with the Enemy» über die Verstrickungen der weltberühmten Modeschöpferin Coco Chanel mit dem Nazi-Regime. Seite 52

SCHWEIZERISCHE
Gewerbezeitung
DIE ZEITUNG FÜR KMU

Morgen Freitag in der KMU-Pressse:

- **Beilage zur 1:12-Initiative**
Wer mit dem Feuer spielt...
- **Personenfreizügigkeit**
Die linke Erpressung
- **Brevetierung**
178 Offiziere für die Armee

www.gewerbezeitung.ch

CERTINA

SWISS WATCHES SINCE 1888



PRECISELY
YOUR
MOMENT

DS 2

12-STUNDEN PRECIDRIVE
CHRONOGRAPH MIT 1/100 SEK.

WWW.CERTINA.COM

CHRIST

UHREN & SCHMUCK

www.christ-swiss.ch

CERTINA 125TH
ANNIVERSARY

Als Kennedy starb



Gay Talese, Reporter

Als Gay Talese, der Sohn eines eingewanderten Schneiders aus Catanzaro, im Jahre 1953 erstmals das Gebäude der *New York Times* betrat, war er erschlagen vom Schreibmaschinengeknatter der 400 Männer und Frauen, die nie aufhörten zu rauchen, und dem ununterbrochenen Schrillen der Telefone im Grossraumbüro auf der dritten Etage. Sein Job umfasste die Versorgung von Höhergestellten mit Kaffee und Sandwiches und Botengänge rauf und runter über die vierzehn Stockwerke des Gebäudes an der 43. Strasse, und er lernte alle kennen, vom Lieferwagenchauffeur bis hinauf zur Verlegerfamilie im Elfenbeinturm. Talese erhielt dann seine Chance als Reporter, der wunderbar sprachmelodische lange Sätze über ausgefallene Themen schrieb, aber sein Wahrspruch war: «Pass auf, dass du nichts erfindest. Fantasie brauchen nur Romanschreiber.» Er wurde, mit Truman Capote, Norman Mailer, Hunter S. Thompson und Tom Wolfe, eine gefeierte Grösse des New Journalism.

Am 22. November 1963, als Lee Harvey Oswald in Dallas den Präsidenten John F. Kennedy erschoss, schickte die *Times* Talese in die Strassen Manhattans, um den amerikanischen Trauerpuls zu fühlen, und schon bald traf er den Kumpel Tom Wolfe von der *Herald Tribune*. Sie zogen gemeinsam weiter und teilten sich die Taxikosten. Fünf Stunden lang durchstreiften sie die Wall Street, den Broadway, die Upper West Side, Chinatown, Little Italy und interviewten Passanten. «Niemand stürzte sich aus dem Fenster», sagt Talese, heute 81, «niemand kniete auf dem Asphalt und weinte. Nichts passierte. Alles wirkte so absolut normal. Ich erklärte meinem Chef, ich würde gerne die Teilnahmslosigkeit der Menschen angesichts einer Nachricht von dieser Tragweite beschreiben. Er sagte mir: «Lass es bleiben, ruh dich aus.»» Anderntags blätterte Talese den *Herald* von vorne bis hinten durch – auch von seinem Freund Tom Wolfe keine Zeile. Zwei Lichtgestalten des literarischen Journalismus blieben als Zeitzeugen des Jahrhundertereignisses ungedruckt. Der Life-Verlag publiziert jetzt einen Erinnerungsband. Mit fünfzig Jahre verspäteten Texten von Tom Wolfe und Gay Talese. *Peter Hartmann*

Heucheln und horchen

Von Urs Paul Engeler — Hemmungslose Abhörer protestieren gegen das Abhören. Der Ärger von Merkel, Hollande und Consorten ist grotesk und lenkt ab.



Es ist genau umgekehrt: deutsche Kanzlerin Merkel.

Scheinheiligkeit stand Angela Merkel schon immer gut. Wenn die Bundeskanzlerin sich derzeit über den Lauschangriff der amerikanischen Geheimdienstler empört, erreicht die Bigotterie der Pfarrerstochter ihre schönste Blüte. Angela Dorothea Merkel war in der DDR nicht etwa eine kleine uniformierte Mitläuferin in der staatlichen und einzig erlaubten Jugendorganisation Freie Deutsche Jugend (FDJ), deren Ziele die Indoktrination des Marxismus-Leninismus, die Freundschaft mit der Sowjetunion und der Kampf gegen den Imperialismus waren. Als Physikerin an der Akademie der Wissenschaften der DDR agierte sie zwischen 1978 und 1989 im Funktionärsrang linientreu als FDJ-Referentin für «Kultur», wie sie selbst sagt, für «Agitation und Propaganda», wie frühere Kollegen den Merkel-Biografen berichteten.

Wie auch immer, Merkel wurde zwar nie Mitglied der Einheitspartei SED, war aber ein wirksames Rädchen in einem Staat, in dem die eine Hälfte die andere und die andere Hälfte die eine überwachte. Zur nicht unbegründeten Vermutung, sie habe als inoffizielle Mitarbeiterin (IM) für den Stasi gearbeitet und Regime-Kritiker Robert Havemann bespitzelt, äusserte sie sich nie. Die Publikation einer offenbar verräterischen Fotografie hat sie verbieten lassen.

Es ist keineswegs so, dass die Kanzlerin aufgebracht ist, weil sie «mehr als die Hälfte» ihres «Lebens im Überwachungsstaat DDR zugebracht hat und die Freiheit schon deswegen als enormen Wert betrachtet», wie die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* trânt. Es ist genau umgekehrt. Die Meisterin des Machtspiels weiss, dass Wissen Macht schafft und auf welchen Wegen man zu politisch dienlichem Wissen gelangt. Seit 2005 ist Merkel oberste Herrin der drei deutschen Geheimdienste: Der Bundesnachrichtendienst (BND) ist ihr direkt unterstellt, beschäftigt rund 6500 Schnüffler, verfügt über ein Budget von 550 Millionen Euro und hört mit Riesenantennen und Drohnen den gesamten internationalen Datenverkehr ab. Die rund 2800 Personen des Verfassungsschutzes dürfen Telefone anzapfen, Spione (V-Männer) einsetzen, Datenbanken anlegen sowie Geheimoperationen durchführen. Der Militärische Abschirmdienst, der Dritte im Bund der Horcher und Spitzel, setzt 1200 Unteroffiziere und Offiziere ein.

Gesprochen wird von den deutschen Geheimoperationen, wenn Skandale an die Oberfläche blubbern, also oft. Der Verfassungsschutz bespitzelte 27 Bundestagsabgeordnete der Linken (vor einem Monat mussten die Be-

» Fortsetzung auf Seite 12

hören zugeben, dass die Aktion illegal war). Die NSU-Morde an Türken offenbaren, wie eng Überwacher mit überwachten Rechts-extremen kooperieren (belastendes Material wurde vernichtet). Der BND geriet im Kosovo mehrfach ins Zwielficht, observierte während Jahren das Forschungsinstitut für Friedenspolitik und verfolgte, auch unter Merkel, zahlreiche Journalisten. Die Kanzlerin, die das wehrlose Opfer mimt, gebietet über ein Heer von mehr als 10 000 Agenten, die im In- und Ausland verdeckt operieren.

1999 destabilisierte der BND in der gezielten Attacke auf die Handy-, Fax- oder E-Mail-Kontakte der Liechtensteiner Treuhänder, Bankiers und Politiker erstmals das Finanzsystem des Ländles. Abgefangen und aufgezeichnet wurde der Datenverkehr mit angeblich krimineller Klientel (Geldwäscher) von einer Abhörstation im Schwarzwald, die spezialisiert ist auf das Fischen im Datenstrom, der über Satelliten läuft. Obwohl in der Sache wenig bis nichts haf-ten blieb, genügte der deutsche Angriff, um Liechtenstein auf eine der vielen schwarzen Listen zu bringen. Deutschland setzt seine Interessen durch, zumindest gegen Kleinere.

Ohnmächtige Menschen

Wenn nun die Bundeskanzlerin flennt und Arm in Arm mit dem französischen Präsidenten François Hollande die Praktiken der USA an den Pranger stellt, schonungslose Aufklärung verlangt und gar eine (allerdings unverbindliche) Uno-Resolution einbringen will, wird's vollends grotesk. Frankreich unterhält nicht weniger als zehn Nachrichtendienste und betreibt laut halboffiziellen Quellen gar mit Hilfe des staatlichen Erdölkonzerns Elf Aquitaine Wirtschaftsspionage. Agenten der Grande Nation schrecken vor verbrecherischen Aktionen nicht zurück; 1985 versenkten sie das Greenpeace-Schiff «Rainbow Warrior», wobei ein Fotograf starb. Die Zeitung *Le Monde* wies kürzlich nach, dass auch Frankreich mit weltweit sechzehn bekannten Abhörstandorten eine totale Kontrolle der elektronischen Kommunikation unterhält. Sämtliche Verbindungsdaten, auch solche zu Facebook- oder Twitter-Einträgen, würden erfasst, gespeichert und von den interessierten Dienststellen verwertet.

Geheimdienste, seien sie amerikanisch, deutsch, französisch oder helvetisch, wollen keine Regeln und Limiten, sondern freie Hand. Laufen dabei heuchelnde Politiker sich als horchende Täter gegenseitig in die Fadenkreuze, liegt dies in der Logik des Systems. Mit Uno-Resolutionen wollen sie allein sich selbst schützen – und nicht die wahren Opfer, die ohnmächtigen Menschen, deren private, politische oder finanzielle Verhältnisse inzwischen unbegrenzt durchleuchtet werden.

Mehr zum Thema: Seite 14 und 15

Zürich

Alibiübung

Von Kurt Pelda — Ein interner Konflikt beim EWZ kommt die Stromkunden teuer zu stehen.

Beim Elektrizitätswerk der Stadt Zürich (EWZ) sitzt das Geld locker. Seit über einem Jahr schwelt ein Konflikt um sexistisches Verhalten und Belästigungen von Mitarbeiterinnen durch männliche Vorgesetzte, wie das EWZ schreibt. Auslöser war der stellvertretende Direktor und Leiter des Geschäftsbereichs Verteilnetze, Lukas Küng, der inzwischen gekündigt hat. Die Stadt Zürich schützt ihre Angestellten vor «ungerechtfertigten Angriffen» und gewährt ihnen Rechtshilfe. So wurde nicht nur den drei mutmasslichen Opfern (die ebenfalls ihre Stelle verloren) eine Anwältin bezahlt, sondern auch Küng, dem mutmasslichen Täter. Ausserdem wurde ein Arbeitsrechtler mit einem externen Gutachten betraut, das verdächtig viel Zeit in Anspruch nahm und am Schluss doch keine



Vom Bock zum Gärtner: Kadermann Küng.

Schuldzuweisung enthielt. Insgesamt waren seit Herbst 2012 vier Anwälte in der Sache tätig – alle finanziert von den Zürcher Stromkunden.

In den Gängen des EWZ im Stadtteil Oerlikon wird nun munter über die Kosten des Hickhacks spekuliert. Geredet wird von einigen hunderttausend bis hin zu einer Million Franken. Mediensprecher Harry Graf wollte sich dazu nicht äussern. Ohnehin gibt sich das EWZ in der Angelegenheit zugeknöpft. Sexuelle Belästigung ist strafbar, aber nur auf Anzeige durch die Betroffenen. Die Fachstelle für Gleichstellung, ebenfalls eine städtische Institution, riet den drei Frauen aber, die Justiz nicht einzuschalten und sich auf die internen Korrekturmechanismen des EWZ zu verlassen. Das führte am Schluss zu dem kostspieligen Verfahren. Vor seinem Abgang hätte Küng sogar noch dafür sorgen sollen, dass ein «Klima des respektvollen Umgangs» entstehe. Damit wurde der Bock zum Gärtner gemacht. Ob der gestrauchelte Kadermann eine Abgangsentschädigung erhält, wollte Mediensprecher Graf nicht kommentieren.

Banken

Doppelmoral

Von Max Frenkel — Was wir vom Imperialismus der USA lernen können.

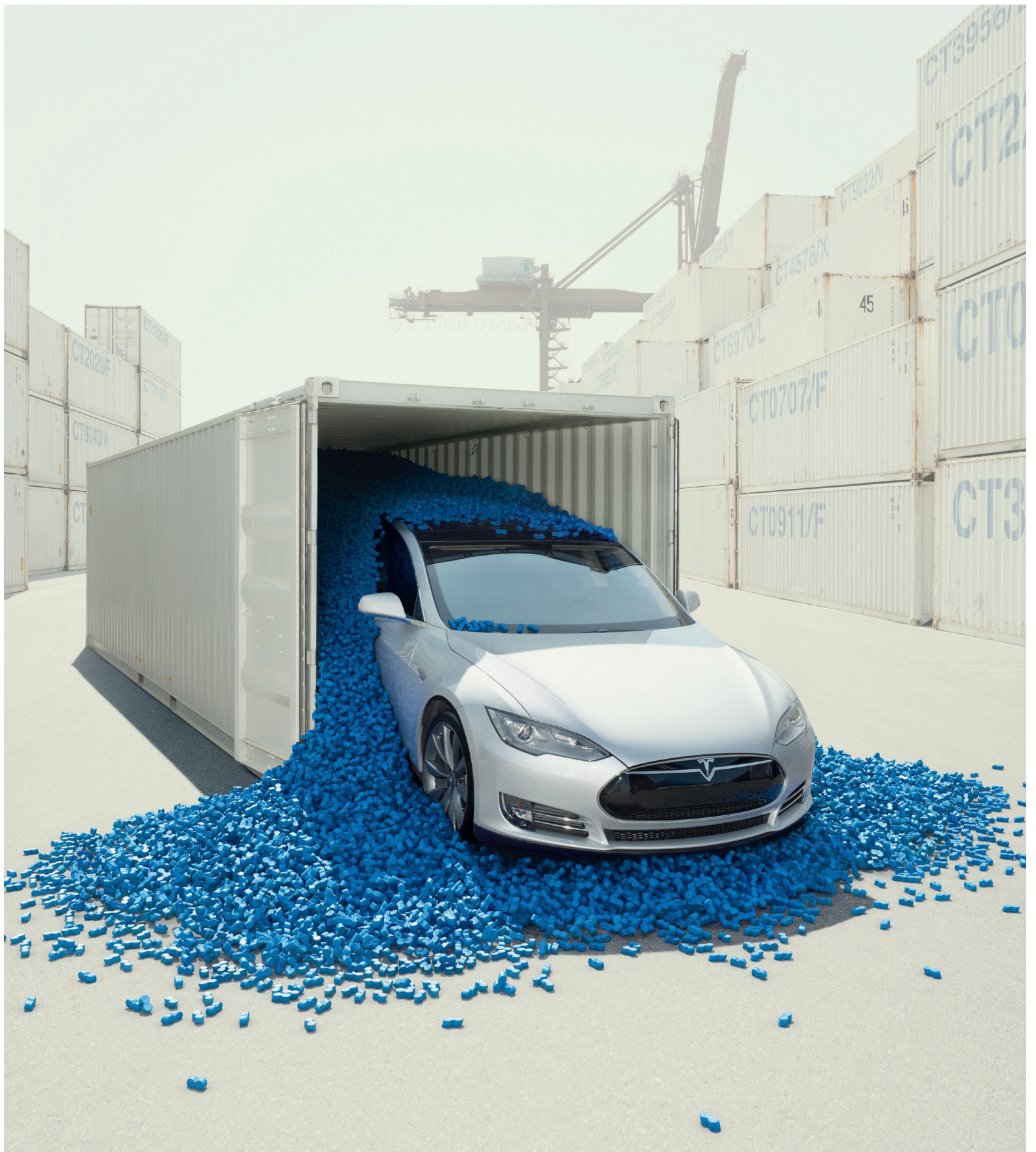
Die älteste Privatbank der Schweiz – Wegelin – ist Geschichte. Eben erst wurde angekündigt, dass auch die Privatbank Frey in Zürich abgewickelt wird, wie das so schön heisst. Beide sind ins Visier der amerikanischen Justiz geraten, weil sie Kunden, die in den USA steuerpflichtig sind, geholfen hätten, Geld am amerikanischen Steuervogt vorbeizuschmuggeln. An sich wäre aufgrund eines alten Staatsvertrages zwischen der Schweiz und den USA das Recht des jeweiligen Sitzstaates anzuwenden. Aber um solche Kleinigkeiten kümmert sich dort niemand. Und die Schweiz quitiert das mit Bücklingen, willfährigem Eingehen auf die Anwendung amerikanischen Rechts in der Schweiz, ob dieses sich nun Fatca (Foreign Account Tax Compliance Act) oder wie auch immer nennt. Denn das oberste Interesse des Landes ist es, den Sitz der Chefin des Eidgenössischen Finanzdepartements, Bundesrätin Widmer-Schlumpf, die seinerzeit sozusagen durch die Hintertür in die Regierung gelangte, sicherzustellen. Und Widmer-Schlumpf navigiert mit ihrer BDP zwischen den christlichen und den sozialen Demokraten. Denn ohne deren Unterstützung geht der Sitz verloren.

Die Vorherrschaft bröckelt

Für die USA selber gilt die Fatca selbstverständlich nicht, nur für die andern. Das, was die Amerikaner in der ganzen Welt streng verboten haben, das Vorbeischmuggeln von Geld am Fiskus, ist in ihrem Lande mit nur ganz geringem Aufwand möglich. Man gründet in Delaware eine Stiftung. Woher deren Geld stammt, kümmert niemanden. Ich habe die Probe aufs Exempel vor einigen Jahren selber einmal gemacht. Es funktioniert.

Wie viele Jahre all das noch so weitergehen kann, weiss jedoch niemand. Die Vorherrschaft der USA in der Welt bröckelt allmählich ab. China drängt sich vor. Irgendwann – wenn China die letzten Reste seines Pseudokommunismus oder -sozialismus abgestreift hat – wird das Land den USA auch im Steuerbereich Paroli bieten und eine eigene Fatca vorlegen, an welche sich die Amerikaner ebenfalls zu halten haben. Dann wird den Banken in Delaware das geschehen, was heute Wegelin, Frey, die UBS und andere in der Schweiz zu erdulden haben.

Merke: Imperialist darf man sein, wenn man dafür gross genug ist. Als Finanzmacht wäre das auch die Schweiz. Wenn die Bücklinge nicht wären.



WENN IHNEN ETWAS WICHTIG IST,
DANN ZÄHLT NUR DER BESTE SCHUTZ.
ZURICH VERSICHERUNG.
FÜR ALLE, DIE IHR UNTERNEHMEN WIRKLICH LIEBEN.


ZURICH[®]

Personenkontrolle

Bulcke, Jimenez, Schwab, Schuwalow, Kudrin, Müller, Blocher

Letzte Woche fand in Moskau eine Art Weltwirtschaftsforum (WEF) für Russland statt. Unter anderem dabei waren neben Paul Bulcke, dem CEO von Nestlé, Joe Jimenez, dem CEO von Novartis, und Klaus Schwab, dem WEF-Gründer, zahlreiche russische Gouverneure, so etwas wie mächtige Regierungsratspräsidenten, die über Russland und ihr Verhältnis zur Moskauer Zentrale sprachen. Aus Putins Kabinett war Vizepremier Igor Schuwalow zugegen, ein sportlich-durchtrainierter Sympathieträger, dem die russischen Journalisten im Saal allerdings sehr kritisch gegenüberstanden. Ebenfalls auf den Podien



Humor und Respekt: WEF-Gründer Schwab.

sass Alexei Kudrin, bis vor kurzem reformfreudiger Finanzminister und aussichtsreicher Kandidat fürs Amt des Premierministers. Zweierlei war besonders interessant. Mit Humor und Respekt brachte Schwab die anfänglich zugeknöpften Gouverneure dazu, sich zusehends offen und skeptisch gegenüber dem Vertreter der Zentralgewalt zu äussern. Schuwalows Hals und Gesicht färbten sich merklich rot ein, doch er gab sich alle Mühe, höflich und sachlich auf die Beschwerden der Lokalautoritäten einzutreten. Die Debatte zeigte, dass das WEF die schweizerische Neutralität ziemlich ideal repräsentiert: offen, aber auch glaubwürdig distanziert nach allen Seiten, konstruktiv und für niemanden bedrohlich.

Ein zweiter bemerkenswerter Moment ergab sich, als die Gouverneure auf die aktuellen Probleme Russlands zu sprechen kamen. Korruption und Überregulierung wurden am häufigsten genannt. Ein anwesender Professor definierte Korruption als «normale Reaktion auf nichtnormale Umstände». Faszinierend war aber dann vor allem der Hinweis eines Gouverneurs, der die wachsende «Akademisierung» der Schulbildung und Berufsausbildung in Russland beklagte. Offensichtlich fehlt es an solid ausgebildeten Facharbeitern, die eine Berufslehre absolviert haben. Man



Sympathieträger: Vizepremier Schuwalow.

war sich einig, dass die Jagd nach irgendwelchen akademischen Titeln, etwa für Gärtner oder Automechaniker, zu einer nachhaltigen Verschlechterung der werktätigen Bevölkerung geführt habe. Eine Rückkehr zu einem «stärker dual ausgerichteten System» wurde als zwingend beschrieben. Als Schweizer konnte man den Schlussfolgerungen nur zustimmen. Die Qualität der Berufslehre ist eine Stärke dieses Landes. Merkwürdigerweise gibt es auch bei uns universitäre Kreise, die an diesem Erfolgsmodell rütteln und auf Verschulung und Akademisierung setzen wollen. (RK)

Felix E. Müller, eloquenter Chef der Sonntags-NZZ, schien einen dicken Fisch gefangen zu haben. Oder war es nur eine Ente? Am 6. Oktober hatte sein Blatt verkündet, Christoph Blocher sei in eine «Schmiergeld-Affäre in Griechenland» verwickelt. Der Alt-Bundesrat habe 2,5 Millionen Euro erhalten, zitierte das Blatt einen griechischen Journalisten. Träfe das zu, hätte Müller einen Coup gelandet, der zweifellos ein mittleres Erdbeben in der Schweiz auslöste. Deshalb stellte ihm die *Weltwoche* vier Fragen: 1. Stimmt es, dass sich die *NZZ am Sonntag* lediglich auf Aussagen eines Journalisten von einem griechischen Privatsender stützte? 2. Welche sonstigen Belege hat die *NZZ am Sonntag*, um die schweren Vorwürfe zu belegen? 3. Seit dem ersten Artikel erschien nichts mehr. Offenbar lösten sich die Vorwürfe in Luft auf. Wird die *NZZ am Sonntag* es in den Korrigenda bringen? 4. Oder wird die Zeitung die Geschichte weiterziehen? Müller antwortete auf jede Frage identisch: mit einem Schweigen, das wir bis auf weiteres als stillen Rückzug deuten. (gut)



Schweigen: Chefredaktor Müller.

Nachruf



Nichts als Zeichen: Regisseur Gotscheff.

Dimitter Gotscheff (1943–2013) — «Wie lange wird es dauern, bis der Mensch ein Mensch wird?» Es war diese Frage, die Frage des Dramatikers Heiner Müller, die den Regisseur Gotscheff umtrieb, die er auf dem Theater stellte, öffentlich und dabei wie im Spiel. Denn eine Lebensbruderschaft verband diesen Radikalen, Politischen, Unversöhnten, Preisgekrönten mit Müller. Eine Art Heimat war dieser dem Exil-Bulgaren, der von einem Theater der Unbedingtheit träumte, als Schüler des Schweizers Benno Besson und infiziert mit der urchristlichen oder urkommunistischen Idee, die Welt neu zu gestalten. Die grosse Vergeblichkeit des Menschseins spielte er auf der Bühne nur mit Worten, Blicken, Gängen, Gesten – Sprechopern, scharfkantig und jäh wie Gebirge. Alles andere, der Tand, die Illusion, war ihm suspekt. Gotscheff faszinierte die Höhlenmalerei, und so war sein Theater: Zeichen, nichts als Zeichen. Als gläubiger Ungläubiger glaubte er dem Müller-Satz: «Man muss die Toten ausgraben, wieder und wieder, denn nur aus ihnen kann man die Zukunft beziehen.»

Und so zeigte er seinen Shakespeare, Tschechow, Aischylos und Müller gegenwärtig, als etwas, was erst beginnt. Im März sollte am Wiener Burgtheater Becketts «Endspiel» herauskommen, im Juni am Deutschen Theater in Berlin «Warten auf Godot». Nun ist es aus, das Spiel. Der Weltzornige ist in Berlin im Alter von siebenzig Jahren gestorben. Doch man wird den Toten ausgraben und feststellen: Gotscheffs Zeit hat erst begonnen.

Daniele Muscionico

Heimspiel

Von Henryk M. Broder — Die Begeisterung für den Messias aus Übersee ist Geschichte.



Winston Churchill soll mal gesagt haben, man habe «die Deutschen entweder an der Gurgel oder an den Füssen». Diese Erfahrung macht derzeit auch der ameri-

kanische Präsident. Kein Politiker – und schon gar nicht ein Staats- oder Regierungschef – war in Deutschland jemals so beliebt wie Barack Obama. Bei seinem ersten Besuch in Deutschland, im Juli 2008, wurde er wie der Erlöser gefeiert, obwohl zu diesem Zeitpunkt noch nicht einmal feststand, dass der Senator aus Illinois die Wahlen gewinnen und in das Weisse Haus einziehen würde. Wäre es nach den Deutschen gegangen, hätten sie ihn zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika und Deutschlands auf Lebenszeit gewählt.

Obama stand für «das andere Amerika», wobei unklar blieb, was das bedeuten sollte. Sein Programm bestand im Wesentlichen aus zwei Worten: *hope* und *change*. Er versprach, Guantánamo zu schliessen und die transatlantischen Beziehungen, vor allem die «historische amerikanisch-deutsche Partnerschaft», zu stärken.

Fünf Jahre später ist von der hysterischen Begeisterung für den Messias aus Übersee nichts übriggeblieben. Obama hat die Deutschen bitter enttäuscht, und sie nehmen es ihm nachhaltig übel. Er hat Guantánamo nicht geschlossen, und er hat das Mobiltelefon der Kanzlerin angezapft. Schwer zu sagen, was sie ihm mehr übelnehmen.

Die ihm eben noch zu Füssen lagen, gehen ihm jetzt an die Gurgel. Bundesinnenminister Friedrich spricht seinen Landsleuten aus der Seele, wenn er sagt: «Abhören ist eine Straftat, und die Verantwortlichen müssen zur Rechenschaft gezogen werden.» Nur, wie das geschehen soll, darüber sagt Friedrich nichts. Wird er einen Gerichtsvollzieher mit einem Strafbefehl nach Washington schicken? Oder vielleicht eine Idee des ehemaligen Finanzministers Peer Steinbrück aufgreifen und mit der «Kavallerie» drohen, um «die Indianer» zur Räsion zu bringen?

Siebzig Jahre nach der Landung der Alliierten in der Normandie zahlen es die Deutschen ihren Befreiern heim. Die sitzen jetzt auf der Anklagebank. So hat sich Barack Obama die Entwicklung der «historischen amerikanisch-deutschen Partnerschaft» nicht vorgestellt.

Listiger Griff ins Portemonnaie

Von Silvio Borner — Mit einer willkürlichen Strafzahlung von 130 Millionen Franken pro Jahr will der Bundesrat die Konsumenten von Atomstrom zur Kasse bitten.

Die Kosten für die Stilllegung der Kernkraftwerke und die Entsorgung der radioaktiven Abfälle sind von den Betreibern zu tragen. Dafür leisten sie jährliche Beiträge an den Stilllegungs- und Entsorgungsfonds. Dies ist eine richtige Lösung, weil so nicht die Konsumenten oder Steuerzahler nach dem Abschalten zur Kasse gebeten werden, sondern die Konsumenten, verteilt über die Betriebszeit. Das angesammelte Fondskapital beträgt aktuell knapp fünf Milliarden Franken. Die Fondsbeiträge werden gemäss dem Verursacherprinzip auf die Konsumenten überwältigt und machen im langjährigen Mittel 0,8 bis 0,9 Rappen pro Kilowattstunde aus.

Der Bundesrat geht davon aus, dass diese Mittel nicht ausreichen werden, weshalb er eine Anpassung der Verordnung angekündigt hat. Kontrovers, aber diskussionswürdig sind dabei Vorschläge zur Anpassung der erwarteten Zinserträge und zur Erhöhung der geschätzten Stilllegungs- und Entsorgungskosten. Allerdings sind bei beiden Komponenten die Trends nicht eindeutig. Bei den Zinsen sind mittelfristig eher steigende Werte zu erwarten, bei den Kosten eher sinkende, weil hier ein Markt mit effizienten Anbietern erst entstehen muss.

Mit Blick auf das noch ferne Ende der Kernkraft ist somit eine Unterdeckung des Fonds eher unwahrscheinlicher geworden. Eine Revision zum jetzigen Zeitpunkt ist daher ökonomisch betrachtet überflüssig, weil nach dem Fahrplan die nächste Anpassung im Jahre 2016 automatisch erfolgen wird und sowieso alle fünf Jahre eine weitere Anpassung ins Haus steht. Genauso falsch, wie die Stilllegung den zukünftigen Konsumenten anzulasten, wäre es, die gegenwärtigen quasi auf Vorrat abzuzocken.

Genau dies will der Bundesrat mit einem völlig willkürlichen «Sicherheitszuschlag» von dreissig Prozent, der den Fonds tendenziell überdotiert, für die Konsumenten der Grundversorgung höhere Preise mit sich bringt und erst noch kostensteigernde (falsche) Anreize beim Rückbau setzt.

Wir sprechen hier von einer künstlichen Kostensteigerung ab sofort von rund 130 Millionen Franken pro Jahr. Wenn es also keine ökonomischen Gründe für diesen Zuschlag gibt, dann ist die Begründung im Reich der politischen Anreize zu suchen – wo man sie auch rasch findet.

Gewinner sind nämlich alle, die finanziell oder ideell davon profitieren, wenn der Atomstrom künstlich verteuert wird: also direkte und indirekte Konkurrenten sowie an vorderster Front alle «gläubigen» Atomstromgegner. Neben den zusätzlichen Kosten erleidet die Atombranche einen (weiteren) Imageverlust.

Das Kalkül der Politiker

Die grosse Masse der Kleinkunden und KMU als die potenziellen Verlierer werden politisch als *Quantité négligeable* eingestuft. Nach diesem Muster ist bekanntlich die gesamte «Energiestrategie 2050» aufgebaut. Diese Strategie kommt jedoch wegen der hohen und steigenden Kosten der Erneuerbaren unter Druck.

Es mehren sich ernstzunehmende Stimmen, die noch nicht das Ende der Illusionen, aber zumindest den Anfang vom Ende der Wende in Aussicht stellen: so in der neuesten Ausgabe

der *Volkswirtschaft* der renommierte Kollege Bernd Schips, dessen Kritik zwar ziemlich politisch korrekt formuliert ist, aber materiell nichtsdestotrotz vernichtend ausfällt.

Den wachsenden Widerstand gegen die «Strategie 2050» kann man durch eine populistische Verteuerung des Atomstroms schwächen. Der Strafzuschlag

verstärkt erst noch das unzutreffende Vorurteil, dass die Kernenergie hohe externe Kosten verursache, die im Preis nicht enthalten seien. Und last, but not least schafft sich die Politik mit diesem Zuschlag eine vorsorgliche Reserve für den Fall, dass die Werke nicht aus technischen, sondern aus rein politischen Gründen früher als geplant stillgelegt werden.

Vorteile sind nur für die Atomstromgegner und -konkurrenten sowie für die sich in der Energiewende verrannten Politiker auszumachen. Letztere könnten die Aufmerksamkeit vom Scheitern der Fotovoltaik- und Windenergieförderung ablenken. Der Bundesrat ist hier mit dem Zurückkriechen bei den Solarsubventionen und den «Höhenzuschlägen» für Windturbinen endgültig in die Einbahnstrasse der Landwirtschaftspolitik eingebogen.

Der Point of no Return scheint bei den Subventionen und Regulierungen überschritten, was den FDP-Präsidenten veranlasst, auch noch auf den letzten Waggon des leider falsch fahrenden Zuges aufzuspringen.



Obama bleibt krisenanfällig

Von Hansrudolf Kamer— Präsident Barack Obama gerät von einer Krise in die nächste. Die Abhörpraktiken, aber auch die Unzuverlässigkeit seiner Politik reissen Gräben auf.



Manchmal nähert sich die Realität der Fiktion an. Die zweite Amtszeit von Präsident Obama ähnelt immer mehr dem Porträt, das der ehemalige *New York Times*-Journalist Edward Klein in seinem Buch

«The Amateur» vor bald zwei Jahren gezeichnet hat: Der Friedensnobelpreisträger wirkt in seinem Amt hoffnungslos überfordert.

Die portionenweise verabreichten Informationen aus dem Geheimdienst-Schatz von Edward Snowden über die Abhörpraktiken der National Security Agency (NSA) und das Agieren anderer US-Nachrichtendienste untergraben die amerikanische Glaubwürdigkeit. Das Snowden-Fiasko ist die Folge einer falschen Einschätzung des Whistleblowers durch den Präsidenten und seine Berater. Nun zahlen sie die Zeche.

Der jüngste Aufreger um das Abhören des Mobiltelefons der deutschen Bundeskanzlerin Merkel lief nach mittlerweile bekanntem Schema ab: zuerst Verweigerung mit einer Mischung aus Arroganz und Ignoranz. Dann Bagatellisierung und infantile Rechtfertigung: Im Stil von «Ich nicht, die andern auch.» Schliesslich mürrische Klarstellung, nachdem der Schaden angerichtet war.

Obama weiss nicht mehr, was er sagen darf, kann und soll, denn die Gefahr besteht, dass er wenig später widerlegt wird. Wenn Dinge schief laufen, müssen Präsidenten damit rechnen, dass sie von eigenen Mitarbeitern blossgestellt werden, die ihre eigene Haut und ihre Reputation retten wollen. Seinem Vorgänger Bush ist dies mehrmals so ergangen, doch liess er sich weniger ins Bockshorn jagen, wie es im neuen Buch von Peter Baker, «Days of Fire», heisst.

Freunde gehen auf Distanz

Das deutsche Fiasko ist nicht das einzige. Dilma Rousseff, die Präsidentin Brasiliens, sagte den lange vorbereiteten Staatsbesuch in Washington ab, weil auch sie, enge Mitarbeiter von ihr sowie die Erdölfirma Petrobras abgehört und überwacht wurden.

Dann hielt sie vor der Uno eine Philippika gegen die Abhörpraktiken, die eine Bedrohung von Freiheit und Demokratie seien. Das latent starke Misstrauen gegenüber Uncle Sam

in Lateinamerika wurde verstärkt. Brasilien zählte immerhin zu den wenigen Ländern, die Amerika wohlgesinnt waren.

Die Franzosen geben sich echauffiert, weil die NSA ihr Land zeitweise flächendeckend «staubsaugerte». Mit einigem Stolz allerdings geben sie interessierten Journalisten zu verstehen, dass sie selber in Amerika recht erfolgreich tätig seien. Ihre kalkulierte Empörung setzen sie ein, um die amerikanische Wirtschaftsspionage in Frankreich einzudämmen und den eigenen Unternehmen Starthilfe zu geben.

Am jüngsten EU-Gipfel wurde lamentiert, dass 35 Staatenlenker Objekt der amerikanischen Wissbegierde waren. Der Punkt ist aber nicht, dass «es alle tun», sondern dass es Amerika nicht gelingt, die heikle Geschichte unter dem Deckel zu halten. Geheimhaltung, politischer Durchblick und Scharfsinn sind das A und O im Geschäft. Andere können es.

«Freunde» und andere werden nun darüber informiert, was dank Snowden noch alles auf sie zukommen könnte. Es sollen auch Länder betroffen sein, die verdeckt mit Amerika zusammenarbeiten bei Operationen, die gegen den Iran, Russland und China gerichtet sind. Dass diese kopscheu werden, erstaunt nicht. Sie müssen damit rechnen, von Obama vorgeführt zu werden – so wie Merkel, die im Wahlkampf die Amerikaner noch verteidigt hatte.

Das Spionage-Schlamassel ist nur ein Teil des aussenpolitischen Debakels. Im Mittleren Osten gehen die wichtigsten drei Länder, auf die sich die amerikanische Politik seit Jahrzehnten stützt, auf Distanz: Saudi-Arabien, Israel und Ägypten.

Die Saudis sind entrüstet über Obamas Manöver bezüglich Syrien und das Eingehen auf die Charme-Offensive des iranischen Präsidenten. Sie verzichteten demonstrativ auf ihren Sitz im Uno-Sicherheitsrat, um ihre Unzufriedenheit zu signalisieren.

Israel wird seit fünf Jahren von Obama als *Quantité négligeable* behandelt. Es hat seine Einwände gegen Obamas Iran-Politik publik gemacht, aber auch die Entscheidung kritisiert, einen Grossteil der amerikanischen Hilfe an Ägypten einzufrieren. Die Militärregenten in Kairo selber fühlen sich im Stich gelassen.

Der Irak fällt immer mehr ins Chaos zurück. Die kleinen arabischen Staaten am Golf sind verunsichert und fragen sich, ob sie den Amerikanern trauen können. Wohl niemand ausserhalb des Aussenministeriums in Washington nimmt die geplante Syrien-Konferenz in Genf und die israelischen Verhandlungen mit den Palästinensern ernst. Aussenpolitik auf der Basis abstrakter Fantasien funktioniert nicht.

Eine Strategie gegen den Vertrauensverlust ist nicht erkennbar. Wenn die Chinesen davon sprechen, man müsse die Welt «entamerikanisieren», finden sie immer mehr Zustimmung. Ironie der Geschichte ist, dass der Heilsbringer, der einst sein Amt antrat mit dem Vorsatz, das Ansehen der USA in der Welt zu verbessern, das Gegenteil erreicht hat.

Die Welt will betrogen sein. Also soll sie auch betrogen werden?



Was darf er noch sagen? US-Präsident Obama.

Verfassungszerrfall im Schweizerland

Von Christoph Mörgeli

Die Militärfliegerei ist kein Spiel. Unsere ausgezeichneten Armeepiloten proben in schwierigster Topografie ununterbrochen den Ernstfall. Bundesrat Ueli Maurer fand die richtigen Worte zum höchst tragischen Absturz einer F/A-18 bei Alpnach: Er würdigte die Ernsthaftigkeit des Militärischen und die Opferbereitschaft der Soldaten. Der Sprecher der Schweizer Flugwaffe aber bezeichnete im *Blick* die beiden Unfallopfer als «Getötete». Ein Fauxpas, der völlig unkommentiert blieb.

Dafür erhob sich das Geschrei der Emotionsbewirtschaftler unserer Einheitsmedien über meine Auffassung, dass zumindest der «Passagier» dieses Unglücksfluges noch leben müsste. Der deutsche Staatsangehörige Volker L. hätte gar nicht im Cockpit des Kampffluges sitzen sollen. Der Mediziner und begeisterte Pilot war zuvor dreissig Jahre lang als Offizier für die deutsche Bundeswehr und damit für die Nato tätig. Und wurde dennoch 2011 zum stellvertretenden Chef des Fliegerärztlichen Instituts unserer Armee ernannt.

«Pietät» heisst auf Lateinisch «Pflichterfüllung». Alle Bundesräte und eidgenössischen Parlamentarier haben den Eid oder das Gelübde auf unsere Bundesverfassung abgelegt. Die Artikel 173 und 185 der Verfassung übertragen uns Volksvertretern wie dem Bundesrat als oberste Aufgabe die «Wahrung der äusseren Sicherheit, der Unabhängigkeit und der Neutralität». Der fliegerärztliche Dienst der Armee untersucht unsere Generäle, sämtliche Generalstabsanwälter, Militärpiloten, Fallschirmaufklärer, Drohnenoperatoren und Spezialeinheiten. Er hat Kenntnis von höchst sensiblen Geheiminformationen. Denn der medizinische und psychologische Zustand der militärischen Eliten ist in einem Ernstfall von allergrösster Bedeutung für die Verteidigungsbereitschaft unseres Landes.

Wegen der Wahrung der äusseren Sicherheit, Unabhängigkeit und Neutralität darf ein Ausländer nicht als Fliegerarzt für die Armee amten. Jetzt begründet der Sprecher der Flugwaffe, man habe keinen Schweizer gefunden und darum «auf dem freien Markt» suchen müssen. Nach dieser unhaltbaren Auffassung könnten wir auch allen Menschen dieser globalisierten Welt die Möglichkeit bieten, für unseren Nachrichtendienst tätig zu sein. Oder wir sollten das Amt des Armeechefs bei der nächsten Vakanz gleich weltweit per Inserat ausschreiben.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Toni Brunner für alle

Von Peter Bodenmann — Die Schweiz hat das fast bedingungslose Grundeinkommen für 60 000 Bauernbetriebe bereits verwirklicht.



Gute Dinge brauchen in der Schweiz mehrere Anläufe.

Die Initiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen wurde von 130 000 Schweizerinnen und Schweizern unterschrieben. Der Text lässt vieles offen, die Details soll das Gesetz regeln. Das kommt in der Regel nicht gut, weil in Bern im National- und Ständerat die Sozialabbauer leider noch die Mehrheit haben.

Dabei ist die Schweiz neben Norwegen der einzige Staat auf der Welt, der für einen Teil seiner Bevölkerung dieses Grundeinkommen bereits realisiert hat.

Der Reihe nach: Die Vertreter des Grundeinkommens gehen davon aus, dass jeder von uns pro Jahr vom Staat 30 000 Franken bekommt. Das würde pro Jahr 240 Milliarden Franken ausmachen. Ist das viel oder ist das wenig?

Die Schweiz zählt 4 Millionen Erwerbstätige. Davon arbeiten nicht einmal mehr 3 Prozent in der Landwirtschaft. Die Landwirtschaft wird jedes Jahr direkt und indirekt mit 8 Milliarden Franken unterstützt. Mehr als 4 Milliarden gibt es direkt von Bund, Kantonen und Gemeinden. Vorab in Form von Direktzahlungen. Weitere 4 Milliarden kassieren die Bauernbetriebe dank überhöhten Preisen. Das heisst: Für die Bauern gibt es bereits heute ein vom Staat garantiertes Grundeinkommen. Genau in der Höhe, in der es die Initianten vorsehen. Und in Bern sitzen – Zufälle sind selten – nicht weniger als 35 Vertreter dieses Berufsstandes.

Die Initianten haben in ihren Berechnungen unverständlicherweise die Bauern vergessen. Denn wenn die vierköpfige Bauernfamilien 120 000 Franken über das Grundeinkommen bekommt, braucht sie nicht mehr die 120 000 Franken aus Direktzahlungen und aus übersetzten Produktpreisen.

Und für alle übrigen 97 Prozent der Schweizer wären die 2500 Franken Grundeinkommen pro Monat erst noch mehr wert, weil sie erstens die Lebensmittel günstiger einkaufen könnten. Und weil zweitens gerade bei jenen, die nicht auf Rosen gebettet sind, die Lebensmittel einen überproportional hohen Anteil am Warenkorb ausmachen.

Wir waren lange ein armes Land, weil unsere Vorfahren fast alle Bauern waren. Die Vergangenheit war, ist und bleibt als Stempel während dreier Generationen in den Köpfen der Menschen präsent. Deshalb sind Schwingfeste so populär.

Die AHV und das Frauenstimmrecht beweisen: Gute Dinge brauchen in der Schweiz mehrere Anläufe. Dem Grundeinkommen wird es nicht besser ergehen.

Beim zweiten Anlauf müssen die Initianten den richtigen Titel wählen: «Toni-Brunner-Grundeinkommen für alle». Dann wird es schon klappen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Gratis lesen, gratis schreiben

Von Kurt W. Zimmermann — Für die Kolumne, die Sie nun lesen, verlange ich Geld. Es ist ein sterbendes Geschäftsmodell.

Im Prinzip gibt es in meinem journalistischen Berufsleben nur ein Prinzip, an das ich mich stets halte. Das Prinzip lautet: Wenn ich schreibe, dann schreibe ich nur für Geld.

Wenn jemand eine Kolumne oder einen Artikel von mir will, dann muss er zahlen. Ohne Geld gibt es nichts.

Manchmal, bei jungen und alternativen Redaktionen zum Beispiel, bin ich zwar durchaus kulant. Sie bezahlen dann nur wenige hundert Franken für einen Text von mir. Aber bezahlen müssen sie immer. Ohne Honorar keine einzige Zeile.

Schreiben, so meine Berufsauffassung, ist wie Pizzabacken oder Ölwechselln. Niemand bäckt eine Pizza und niemand wechselt Öl ohne finanzielle Gegenleistung. Handwerkliche Tätigkeiten wie Schreiben, Pizzabacken und Ölwechselln haben nun mal ihren Preis. Denn sie kosten Zeit.

Ich führe das darum so ausführlich aus, weil sich in den Medien vermehrt eine neue Unsitte einschleicht. Immer häufiger beginnen Journalisten damit, gratis zu schreiben. Sie publizieren ihre Texte, ohne dafür Geld zu verlangen. Meistens, aber nicht nur, publizieren sie ihre unentgeltlichen Wegwerfartikel in Online-Medien.

Sie brechen damit die alte Handwerkerregel. Sie sagen: Journalismus zählt nichts im Vergleich zu Pizzabacken und Ölwechselln. Journalismus hat keinen Wert.

Bekanntestes Beispiel ist das erfolgreiche Online-Magazin *Huffington Post*, das nun auch auf Deutsch erscheint. Seine Beiträge stammen von unbezahlten Journalisten und Kolumnisten. Durch dieses Geschäftsmodell ist sozusagen die zweite Spirale der heutigen Gratis-Anomalie in den Medien erreicht. Damit die Leser nichts für die Inhalte bezahlen müssen, bekommen auch die Hersteller der Inhalte nichts.

Schweizer News-Sites wie *Journal 21.ch*, *Info-sperber.ch* und andere arbeiten nach demselben Muster fehlender Wertschöpfung. Ihre Dutzende von Autoren publizieren zum Nulltarif. All die journalistischen Blogger, landauf, landab, machen es genauso. Unter den Gratis-Schreibern sind viele bekannte Namen wie Urs P. Gasche, Jürg Lehmann, Hanspeter Guggenbühl, Christian Campiche, René Zeyer und Heiner Hug.

Warum das so ist, kann man psychologisch oder ökonomisch erklären.

Psychologisch erklärt, wäre es so, dass wir hier auf bedeutsame Individuen mit hohem Mitteilungsbedürfnis stossen. Sie glauben,



Lieber geschenkt als gar nicht: Urs P. Gasche.

dass die Welt geradezu auf ihre Geistesproduktion gewartet hat. Darum publizieren sie lieber geschenkt als gar nicht.

Interessanter ist der ökonomische Aspekt. In den letzten zehn Jahren erlebten die Medien, vor allem die gedruckten Medien, eine einzigartige Umstrukturierung. In der Presse jagten sich Massentlassungen und Frühpensionierungen, Fusionen und Einstellungen. Ich schätze, dass auf den Schweizer Zeitungsredaktionen heute dreissig Prozent weniger schreibende Journalisten arbeiten als noch im Jahr 2000.

Kaltgestellt wurden in diesem Prozess vor allem ältere und routinierte Printjournalisten. Denn mit dem Strukturwandel änderte sich auch das Jobprofil in den Verlagshäusern. Gefragt sind heute junge, billige Redaktoren, die sowohl online wie offline agieren können und die sich weniger als Informationslieferanten und stärker als Unterhaltungsproduzenten verstehen.

Durch diesen Wandel entstand eine Armee von gutausgebildeten Autoren, die gerne schreiben möchten, aber keine Auftraggeber haben. Die meisten von ihnen sind noch voll im Saft, für die Branche aber uninteressant. Also verlegen sie sich auf Ersatzhandlungen auf irgendwelchen Gratisportalen.

Es gab noch nie so viele gute und erfahrene Journalisten auf dem Markt. Und es gab noch nie so wenig Bedarf für sie.

Heldinnen

Von Beatrice Schlag — Männer haben Filmhelden. Und Frauen?

Wem fällt eine Kinoheldin ein, die mehr als zweimal in derselben Rolle im Kino zu sehen war? Emma Watson als Hermione und Sigourney Weaver als Ripley spielten



zwar in «Harry Potter» beziehungsweise «Alien» mehrmals mit, aber die Helden der Filme waren andere. Uma Thurman war zweimal in «Kill Bill» zu sehen, aber eine mörderische Rächerin taugt schwer zur Heldin. Welche Frau hat das Kino Batman, Superman, Iron Man, Spider-Man, X-Men, Jason Bourne, Indiana Jones oder James Bond entgegensetzen? Man darf ruhig davon ausgehen, dass Hollywood sich darüber Gedanken machte, denn weibliche Zuschauer bringen gleich viel Geld wie männliche. «Catwoman» war ein Versuch, der spektakulär flopte. Zu erfolgreichen Heldinnen haben es bisher in den USA genau sieben Figuren gebracht: Thelma und Louise mit einem einzigen Film, an dessen Ende sie tot sind; die vier Girls von «Sex and the City», deren Glaubwürdigkeit im zweiten Kinofilm erbarmungslos an ihrem fortgeschrittenen Alter scheiterte. Und, nicht zu vergessen, Bridget Jones, das hinreissend peinliche und unverwüsthliche Dickerchen mit dem Kalorienfimmel und dem eigensinnigen Selbstbewusstsein, das jeden unbefolgten Vorsatz zu Tagebuch bringt.

Wenn man die sieben Figuren betrachtet, kann man nur zu einem Schluss kommen: Zuschauerinnen haben an Heldinnen im Kino völlig andere Erwartungen als Männer an Helden. Das Prachtige an Heldinnen sind nicht Superkräfte oder Killer-BH, sondern die Stolpersteine in ihrem Leben, die so unvorhergesehen sind wie die, welche man aus dem richtigen Leben kennt. Danach klopfen sie den Staub von den Schuhen und marschieren oder stöckeln weiter. Eben hat Helen Fielding nach über fünfzehn Bridget-losen Jahren unter dem Titel «Mad about The Boy» den dritten Band der Tagebuch-Reihe veröffentlicht. Bridget ist inzwischen 51, zweifache Mutter, Witwe und wieder auf der Suche nach einer grossen Liebe. Was sie daran besonders peinigt, ist die Frage, wie man es anstellt, sich in ihrem Alter auszuziehen, ohne mit den Speckfalten am Bauch einen Mann in die Flucht zu schlagen. Die Kritikerinnen jubeln. Endlich Neues von einer Heldin, mit der Frauen etwas anfangen können.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Ernährungsberater übergewichtig sein?

Marco Lütolf, Meggen

Ja. Aber man darf sich nicht wundern, wenn die Klientel ausbleibt.

Sacha Verna

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die Frage, wer von den Katholiken noch daran glaubt, muss erlaubt sein.» *Albert Jeckelmann*



Relation zur Renaissance: Bischof Tebartz-van Elst.

Die Kirche hat andere Baustellen

Nr. 43 – «Die 68er des Mittelalters»; Peter Keller über die Renaissance

Es mag historisch interessant sein, Papst Franziskus und Bischof Tebartz-van Elst in *Relation zur Renaissance* zu setzen. Damit wird jedoch die echte, aktuelle Problematik der katholischen Kirche keineswegs aufgezeigt. Die katholische Kirche wird wegen einer Badewanne in Limburg nicht kollabieren. Vielmehr blockieren die Dogmen jede echte Erneuerung. Von 1,2 Milliarden Katholiken zu reden, ist absolut falsch. Aufgrund der ewig geltenden Dogmen, an denen lediglich ein verschwindend kleiner Teil festhält, reduziert sich der wahre Bestand auf keine zehn Prozent. Eine grosse Anzahl davon ist in der Bruderschaft Pius X. und in ähnlichen «Sekten» zu finden.

Absurde, jedoch für alle «Gläubigen» verbindliche und unwiderrufbare Lehren, eben Dogmen, gibt es viele (zum Beispiel Transsubstantiation, Unbefleckte Empfängnis Mariens, Infallibilität, leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel). Die Frage, wer von den Katholiken noch daran glaubt, muss erlaubt sein. Ich denke, nicht einmal der Papst. Und wer eines oder mehrere dieser Dogmen in Zweifel zieht oder sie gar ablehnt, ist ipso facto exkommuniziert, das heisst von der Kirche ausgeschlossen. Diese Lehren sind auch heute noch gültig und werden es auch in Zukunft bleiben. Das bedeutet, dass alle in noch so guter Absicht eingeleiteten Reformen

nichts als Tünche bleiben. Selbst wenn eines Tages nur eine dieser Lehren als ungültig erklärt werden sollte, fällt die katholische Kirche in sich zusammen – und diese Verantwortung lädt auch Papst Franziskus nicht auf sich. Bischof Tebartz-van Elst, sein Prunkbau und seine Badewanne, sind keineswegs die grossen Baustellen der Kirche. *Albert Jeckelmann, Uitikon*

Beruhigende Worte

Nr. 42 – «Lasst uns helfen»; Kommentar von Lucien Scherrer

Der Autor ist auf der Suche nach all jenen, die den sogenannten Hilfsbedarf zu ihren Gunsten aufblähen, fündig geworden. Dieses Mal handelt es sich um die Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik (HfH), welche sich im Namen der Chancengleichheit auf die Arbeit mit Migrationsfamilien spezialisiert habe. Sie werde mit den Ergebnissen der Studie «viele neue Helfer ausbilden dürfen, die ihrerseits stetig wachsenden Hilfsbedarf erkennen werden». Ich kann den Autor beruhigen: Die Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik hat sich nicht auf die Arbeit mit Migrationsfamilien spezialisiert, was ein kurzer Blick auf unsere Homepage, unter anderem auf die Liste der Forschungsprojekte, gezeigt hätte: Das Projekt «Zeppelin» ist eines von 26 laufenden Forschungsprojekten an der Hochschule – die anderen 25 befassen sich weder mit Prävention im frühen Kindesalter noch mit Migrationsfamilien. Ein Telefonat

mit dem Projektleiter Andrea Lanfranchi hätte den Autor endgültig beruhigt, denn die Studie ist nicht «hauptsächlich vom Staat» finanziert. Siebzig Prozent der Gelder wurden anderweitig generiert. Ein weiterer kurzer Blick auf die Homepage hätte den Autor sogar erfreut: Wir haben die erwähnten «Helfer» im Projekt weder bisher ausgebildet, noch werden wir sie künftig ausbilden, denn es handelt sich um andere Berufsgruppen. Die HfH bemüht sich redlich, eine Berufsethik zu leben und den Studierenden zu vermitteln.

Karin Bernath, Prof. Dr., Prorektorin HfH Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik, Zürich

Anm. d. Red.: Frau Bernath hat recht, um die Ausbildung der Helfer werden sich andere (staatliche) Institutionen kümmern dürfen. «Zeppelin» ist aber ein mehrheitlich staatlich finanziertes Projekt: National- und Lotteriefonds, Bundesamt für Migration, sowie das Amt für Jugend und Berufsbildung tragen 1,7 Millionen oder 54,8 Prozent der Gesamtkosten von 3,1 Millionen Franken (nachzulesen auf der HfH-Homepage).

Rares Gut

Nr. 43 – «Ungeheuer des Schienenstranges»; Urs Gehrig über das Pendeln

Innerhalb der letzten vier Wochen musste ich die Pendlerstrecke Zürich–Bern retour zweimal absolvieren und schätze mich glücklich, den Durchschnitt von jährlich 2274 Kilometer Bahnfahrten unterbieten zu können. Das grösste Problem sehe ich in den fehlenden Sitzplätzen. Auch ausserhalb der typischen Stosszeiten (falls es die heute noch gibt) ist ein freier Sitzplatz auf dieser Strecke ein wirklich rares Gut. Reist man zu viert und benötigt ein ganzes Abteil, so empfiehlt es sich, dieses getrennt in Zweiergruppen zu suchen. Die Gruppe, die zuerst ein freies Abteil gefunden hat, teilt dies der anderen Gruppe per Handy mit und hat sich damit mindestens einen Café im Zug oder am Ziel verdient. *Fabian Andreas Räber, Jönen*

Werte zerfallen an den Rändern

Nr. 43 – «Von BDP und CVP zur BVP»; Kolumne von Christoph Mörgeli

Mörgelis kreative Ausleuchtungen der Berner Politmechanik BDP-CVP-BVP geben starke Impulse, Position und Zukunft der FDP Schweiz zu überdenken. Die liberale Ideologie ist der am schwierigsten vermittel- und kommunizierbare Politinhalt. Dieser kann nicht mit holzschnittartigen und kantigen Maximen zugespitzt, wahrnehmungstark und mehrheitsschaffend erfolgreich in einer hedonistischen und egoistischen Gesellschaft, deren Werte an den Rändern zerfallen, transportiert werden. Der Wandel unserer Kommunikations- und Technologiegesellschaft ist zu schnell und

oberflächlich, um die zeitlosen liberalen Werte nachhaltig zu verinnerlichen und in den Politmarkt zu transportieren. Wer unter Liberalismus nur «Alle Macht dem Markt» versteht, vergisst, dass zwei Drittel unserer Gesellschaft finanziell atemlos um ihr Überleben kämpfen. Es ist deshalb für die FDP Schweiz von zentraler Bedeutung, dass die richtigen Gesichter in Partei, Bundesrat, Parlamenten und Exekutiven in Kantonen und Gemeinden mit fassbaren Botschaften den Politmarkt neu aufmischen und damit aus Herkunft als staatsgründender und -tragender Kraft Zukunft machen. *Roger E. Schärer, Feldmeilen*

Gut, mehr nicht

Nr. 43 – «Triumph der Normalität»; Uli Hoeneß über Ottmar Hitzfeld

Die Gruppe E mit der Schweiz war von den neun WM-Qualifikationsgruppen diejenige mit den schwächsten Mannschaften. Die Qualifikation für die WM in Brasilien war also kein Wunder, zumal die grosse Anzahl von im Ausland ihr Brot verdienenden Fussball-Profis (man könnte aus diesem Spieler-Kontingent quasi eine zweite Nati aufstellen) ein potenzielles Fundament für jeden einigermaßen guten Trainer darstellt. Dass Österreich die Qualifikation verpasste, liegt daran, dass diese Mannschaft sich in einer weitaus stärkeren Gruppe behaupten musste und der Trainer dabei bei weitem nicht auf ein so grosses Spielerarsenal zurückgreifen konnte, wie dies im Moment in der Schweiz der Fall ist. Übrigens: Österreich ist bevölkerungsmässig mit knapp 8,5 Millionen Einwohnern kaum viel grösser als die Schweiz. Ottmar Hitzfeld ist sicher ein guter Trainer, mehr aber nicht. *Siegfried Ballmer, Münsingen*

Chance für den «Golden Rice»

Nr. 41 – «Die Schadensbilanz von Greenpeace» von Alex Baur

Angesichts der vielen wegen Vitamin-A-Mangels erblindeten Kinder, die mir in Indien begegneten, war ich stolz in meinem Leben drei Vitamin-A-Fabriken geplant und in Betrieb genommen zu haben. Ungleich viel wertvoller sehe ich heute allerdings den Beitrag von Ingo Potrykus und Peter Beyer, die den «Golden Rice» entwickelt haben und selbstlos abgeben, da dieser die Tragödie der Ärmsten, bei denen Reis das Hauptnahrungsmittel ist, kostenlos entschärfen könnte. Die beiden Wissenschaftler haben ein karotinproduzierendes Gen in den Reis eingeschleust. Wobei ein Molekül Karotin in unserem Körper bei Bedarf in zwei Moleküle gespalten werden kann. Toll wäre es, wenn die Organisation Greenpeace über ihren Schatten springen könnte und dem «Golden Rice» eine Chance geben würde. Millionen Kinder (sie haben richtig gelesen) weniger würden jährlich erblinden, beziehungsweise würden nicht infolge durch Vita-

min-A-Mangel verursachter Infektionen im Kindesalter sterben. *A. N. Denzinger, Reinach*

Im Interesse der Schweizer Banken

Nr. 43 – «Lepra-Banken»; Editorial von Roger Köppel

In diesem Artikel werde ich inkorrekt zitiert. Ich sagte: «Von mir werden Sie nicht eine Verteidigung der Schweizer Banken hören.» Der Zusammenhang war meine Antwort auf die Kritik in deutschen Medien, dass Schweizer Banken nach wie vor Mithilfe zur ausländischen Steuerhinterziehung leisten. Ich möchte die Mithilfe in der Vergangenheit nicht öffentlich verteidigen, damit sind wir heute nicht glaubwürdig. In den letzten zwei Jahren hat ein Paradigmenwechsel zur Weissgeldstrategie stattgefunden. Mein Anliegen war und ist, diese Position des Bundesrates und der Bankiervereinigung zu verteidigen. Diese Position ist auch Grundlage des gescheiterten Steuerabkommens, für das ich mich auch im Interesse der Schweizer Banken in Deutschland sehr aktiv eingesetzt habe.

Tim Guldemann, schweizerischer Botschafter in der Bundesrepublik Deutschland

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Entspannende Wohlfühlmomente

Waldhaus Flims Mountain Resort & Spa
www.waldhaus-flims.ch | info@waldhaus-flims.ch



Geschäftsmodell: Kinderhandel

Auch in der Schweiz blüht das Geschäft mit Minderjährigen, die von ihren Eltern an Roma-Sippen verkauft oder vermietet werden. Kriminelle Clans missbrauchen Babys zum Betteln, schicken Mädchen auf Diebestour und drängen Knaben in die Prostitution. *Von Philipp Gut und Lucien Scherrer*

Halb Europa kennt dieses Bild, dieses Mädchen, dieses Schicksal. Es blickt mit wachen Augen in die Kamera, das widerspenstige blonde Haar ist zu dünnen Zöpfchen geflochten, die Finger spielen – Verlegenheit ausdrückend – mit einem davon. Das Bild ist ein Fahndungsfoto der griechischen Polizei. In den letzten zwei Wochen hat sich die Geschichte zu Fakten verdichtet.

Maria ist in einem Roma-Lager der griechischen Stadt Farsala aufgegriffen worden. Das blonde Mädchen lebte bei einem dunklen Paar, das sich als die leiblichen Eltern ausgab. Genetische Tests zeigten: Die richtigen Eltern sind Roma aus Bulgarien, die dunkle Mutter hat Albino-Gene. Sie haben Maria an die falschen Eltern verkauft oder verschenkt, je nach Version. Sie hätten das Mädchen von einem Mittelsmann bekommen, sagte der falsche Vater in Farsala den Ermittlern. In Griechenland wurde Maria zum Betteln gezwungen.

Es klingt wie eine Nachricht aus einer fernen, exotisch-düsteren Welt – doch das Netzwerk der Kinderhändler-Sippen reicht von Osteuropa bis in die Schweiz. Auch hier sehen sich die Behörden mit Minderjährigen konfrontiert – Knaben, Mädchen, Babys, Zwölf-, Dreizehn-, Vierzehnjährige –, die von ihren Eltern ver-

An einem einzigen Abend verdienen jugendliche Bettler bis zu 600 Franken.

kauft, vermietet, ausgeliehen wurden. Sie werden zum Betteln angehalten, auf Diebestour geschickt oder in die Prostitution gedrängt.

«Regelmässig treten in Schweizer Städten ausländische Kinder und Jugendliche als Bettelnde und als Strassenmusikanten in Erscheinung; mitunter betteln auch Frauen mit (oft behinderten) Kleinkindern in den Armen in den Strassen. Meist handelt es sich hierbei um Roma», schreibt der Schweizerische Städteverband in einem Massnahmenpapier zum Thema, das er im Oktober 2011 publiziert und in diesem Jahr aktualisiert hat.

In den kommenden Herbst- und Wintermonaten haben die Bettelkinder wieder Hochkonjunktur, wie auch die jugendlichen Einbrecher,

die Wohnungen und Einfamilienhäuser im ganzen Land nach Wertsachen durchsuchen: Gold, Silber, Edelsteine. «Die Schweiz ist der Honigtopf Europas», sagt ein Kriminalpolizist, der seit zehn Jahren im Roma-Milieu ermittelt. Nirgendwo gebe es so viel zu holen, nirgendwo sei es so einfach. Die Schweizer Rechtspraxis begünstige den Menschenhandel mit Minderjährigen und lade geradezu zu organisierter Kriminalität ein: Den jugendlichen Tätern geschehe nichts. Sie würden von den erwachsenen Clanstrategen bewusst vorgeschickt, weil die Schweizer Justiz sie laufen lasse.

Der Städteverband sieht die minderjährigen Bettler und Einbrecher nicht primär als Täter, sondern als «Opfer des vernetzten Menschenhandels». Dieser Missbrauch von Kindern und Jugendlichen durch kriminelle Banden sei «besonders stossend», und die Schweiz habe aufgrund internationaler Abkommen und des eigenen Rechts die Pflicht, die Minderjährigen zu schützen. In der Realität ist das schwierig. Der Kinderhandel blüht, das Geschäft ist lukrativ, wie sich an konkreten Fällen zeigen lässt.

Baby in Österreich ausgeliehen

So gab eine bettelnde Roma-Frau gegenüber der Berner Polizei zu Protokoll, sie habe das mitgeführte Baby in Österreich ausgeliehen – für 250 Euro pro Tag. Offensichtlich zahlt sich die skrupellose Spekulation auf den Mitleid-effekt aus. Die Einkünfte, die der Clan durch das Kleinkind erzeugt, müssen höher liegen als die tägliche Miete. Wie die Einvernahmen weiter ergaben, erzielten minderjährige Roma-Bettler im Berner Abendeinkauf während der Adventszeit Spitzeneinkünfte von bis zu 600 Franken.

Organisationsformen und Vorgehensweise der Roma-Netzwerke sind den Schweizer Behörden und Kinderschutzvereinigungen bekannt. Man hat es mit hochprofessionellen, spezialisierten und hierarchisch geführten Sippen zu tun, die ihr Handwerk seit Generationen ausüben und weitervermitteln. «Oft findet die Ausbeutung innerhalb eines Familienclans statt», so der Städteverband. Die Opfer würden in Ost- und Südosteuropa rekrutiert, in Rumänien, Bulgarien, Serbien, im Kosovo, in Mazedonien, Tschechien, der Slowakei



Bewusst vorgeschickt: musizierender

– «häufig, indem sie kinderreichen Roma-Familien abgekauft oder geborgt werden».

Der weitere Karriereverlauf ist vorgespurt: Die Kinder werden zu Bettlern, Taschen-, Laden- und Einbruchdieben ausgebildet, in die westlichen Zielländer gebracht und für die Geldbeschaffung eingesetzt. Ausgangspunkt für die Beutezüge in die Schweiz sind häufig Roma-Camps im Elsass, im Vorarlbergischen und in der Region Mailand.

Die Chefs agieren geschützt aus dem Hintergrund, sind bestens organisiert, europaweit vernetzt und bedienen sich modernster Kommunikationsmittel. «Über Mittelsmänner kontrollieren sie ihre Opfer und verwalten die Ausbeute», schreibt der Städteverband.

Zu den besten Kennern der Roma-Szene in der Schweiz zählt Alexander Ott von der Fremdenpolizei der Stadt Bern. Er hat im Rahmen des Projekts «Agora», das sich dem Kampf gegen die organisierte Bettelei verschrieben hat,



Roma-Junge am Genfer Bahnhof.



Spekulieren auf den Mitleid-Effekt: Bettlerin mit Kleinkind.

einen sogenannten Master-Prozess zum Umgang mit missbrauchten Roma-Kindern ausgearbeitet. Daran orientieren sich auch andere Schweizer Städte. Ott stellt eine klare Hierarchie fest: Es gibt, in aufsteigender Reihenfolge, die Bettler, die Geldeinsammler, die Beobachter. Nichts werde dem Zufall überlassen. «Die Bettelkinder werden gezielt platziert», sagt Ott. In Bern etwa beim Einkaufszentrum Loeb, vor der Bucherer-Filiale oder beim Zytlogge-Turm. Weil die Stadt die Bettelbanden bewusst stört und ihnen so das Handwerk vermiest, haben sie ihre Aktivitäten verschoben: nach Lausanne, Genf oder Luzern.

Lausanne verzeichnet pro Tag dreissig bis sechzig Bettler. Seit März ist ein neuer Gesetzesartikel in Kraft, der die Bettelei zwar nicht verbietet, aber stark einschränkt. Besonders «organisierte» Bettelei ist verboten. Laut Anne Plessz, Sprecherin der Lausanner Polizei, stammen die meisten Bettler aus drei oder vier Dörfern in

Rumänien. Es handle sich um «Familien», nicht um «organisierte Gruppen». Als ob diese Grossfamilien nicht auch organisiert wären.

Für Aufsehen sorgten vor einem Jahr am Genfersee minderjährige Roma, die sich auf den Raub an älteren Frauen spezialisiert hatten. Zu dritt lauerten sie den Rentnerinnen an Supermarktkassen auf, beobachteten, wo sie die Geldbörse versorgten, folgten ihnen und boten ihnen an, die Einkaufstasche zu tragen. Dann klauten sie ihnen das Portemonnaie.

Familienbetriebe des Verbrechens

Auch in der Stadt Basel mussten die Behörden auf die bettelnden Kinder in den Strassen reagieren, die in «familienähnlichen Gruppen» aufgetaucht seien, wie René Gsell, Sprecher der Staatsanwaltschaft, sagt. Seit letztem Jahr gilt ein Bettelverbot. «Nach der dritten Busse wird es richtig teuer», so Gsell. Das habe gewirkt. Zudem seien die Spielzeiten für Musik-

gruppen, in denen ebenfalls oft Roma-Kinder auftreten, eingeschränkt worden.

Einbrüche kommen laut Gsell «wellenmässig». Über die Herkunft der Täter gebe es keine exakte Statistik. Klar ist: Die jugendlichen Diebe stammen meist aus Camps im Elsass. Sie werden von Erwachsenen in die Quartiere gefahren, räumen die Häuser aus und fahren wieder zurück über die Grenze. Polizisten beobachten, dass zunehmend auch minderjährige Mädchen selber am Steuer uralter Autos sitzen, die sie bei Bedarf zurücklassen. Die Hintermänner sitzen in Frankreich und konnten bisher nicht belangt werden. «Um ein Rechtshilfesuch an die französische Polizei zu stellen, haben wir gar nicht genug Informationen», sagt René Gsell.

Trotzdem versuche man das Möglichste zu tun: «mehr beobachten, kontrollieren, abklären, den Druck auf die Clans erhöhen». Ob sich die Täter davon beeindruckt lassen, bleibt

allerdings fraglich. Die Zahl der Einbrüche (ohne Einschleichdiebstahl) hat sich seit 2008 beinahe verdoppelt, von 1125 auf 2048. Taschendiebstähle haben von 1091 (2008) auf 1471 (2012) zugenommen. Es müsse davon ausgegangen werden, dass eine Vielzahl der Taten von auswärtigen Personen vorgenommen werde, schreibt die Basler Polizei.

Diese rasante Zunahme liegt im gesamtschweizerischen Trend. Es seien noch nie so viele Verurteilungen vorgenommen worden wie letztes Jahr, teilte das Bundesamt für Statistik am Montag mit. Verantwortlich dafür ist vor allem der Kriminaltourismus. Eindrückliche 41,5 Prozent der Verurteilten bei Vermögensdelikten hatten keinen Wohnsitz in der Schweiz. Die Zahl solcher Täter stieg auf 7728, im Jahr 2011 waren es noch 5245 gewesen. Das entspricht einem Anstieg von fast 50 Prozent.

Die Roma sind unter den Vermögensdelinquenten stark vertreten, wie viele es genau sind, schlüsselt die Statistik nicht auf. Von den Wohnungseinbrüchen gingen die Hälfte bis zwei Drittel auf das Konto von Roma-Banden, schätzt ein Polizeikommissar aus der Innerschweiz. Die meisten Täter seien minderjährig.

In Genf ist das Betteln seit 2008 verboten – mit mässigem Erfolg. Über 20000 Bussen wurden ausgesprochen, täglich sind immer noch 50 bis 150 Bettler in der Stadt. Abschreckende Wirkung zeitigte hingegen ein neues Gesetz, das minderjährige Bettler zum Sozialdienst verpflichtet. «Seither haben wir hier keine bettelnden Kinder mehr», sagt Polizeisprecher Eric Grandjean.

Die Polizei verrichtet Sisyphusarbeit

Die Familienbetriebe des Verbrechens schicken Kinder und Jugendliche in der Schweiz nicht nur zum Betteln und Stehlen, sondern auch auf den Strich. Vielfach handelt sich dabei um Knaben. Im Frühling letzten Jahres prostituierten

sich rund dreissig zum Teil «sehr junge» Roma um den Genfer Bahnhof, wie Polizeisprecher Grandjean sagt. Selbst Kinder unter zehn Jahren seien darunter gewesen. Die Kundschaft habe vornehmlich aus Rentnern bestanden.

In der Innerschweiz hielt die Polizei kürzlich zwei 14-jährige Roma-Buben aus der Slowakei an, die ebenfalls auf den Schwulenstrich gingen. Das sei viel lukrativer, als den ganzen Tag Musik zu machen, gaben die Knaben zu Protokoll. Auch hier gilt: Die Jugendlichen



Herkulische Aufgabe: Roma-Kenner Ott.

machen das nicht auf eigene Rechnung. Erwachsene Sippenoberhäupter im Hintergrund drängen sie dazu und ziehen das Geld ein.

Konnte die organisierte Bettelei dank repressiver Massnahmen in einigen Schweizer Städten zurückgedrängt werden, steht die Polizei bei Einbruch, Betrug und Trickdiebstahl unter jugendlicher Beteiligung machtlos da. «Wir haben vergeblich versucht, die Eltern in den Heimatstaaten für den Menschenhandel verantwortlich zu machen», sagt der oben zitierte Polizeikommissar. Auf Rechtshilfesuche an Rumänien, Italien oder Frankreich hätten sie nicht einmal eine Antwort erhalten. Der erfahrene Polizist ortet das Problem auch bei

Politik und Justiz. Das Schengen-Abkommen funktioniere «hinten und vorne nicht». Und die Schweizer Strafverfolgungsbehörden liessen das Polizeikorps, das täglich mit jugendlichen Roma-Einbrechern zu tun habe, im Regen stehen. Die meisten der minderjährigen Täter seien vorbestraft und mit Einreisepersen belegt. Ohne Folgen.

Die Polizei verrichtet eine Sisyphusarbeit. Sie führt zwar Einvernahmen durch, in den meisten Fällen aber lässt man die Erwischten gleich wieder frei. Die Frontpolizisten dürfen die Jugendlichen dann auf den Bahnhof bringen, ihnen auf Staatskosten ein Ticket nach Mailand oder Strassburg lösen – wobei sie genau wissen, dass die Delinquenten an der nächsten Station aussteigen, sich im Baumarkt Einbruchwerkzeuge und Schraubenzieher besorgen und neue Einbrüche verüben. «Wir kämpfen gegen Windmühlen», so der Polizist.

Dabei böte das Jugendstrafrecht durchaus eine gewisse Handhabe – mit Strafen bis zu einem Jahr. Doch angewendet werden sie nicht. Wenn es überhaupt zu Urteilen kommt, fallen diese sehr mild aus. Im Kanton Luzern erhielt ein Roma-Mädchen, das rund ein Dutzend Einbrüche mit einer Deliktsumme von 50000 Franken verübte, lediglich einen Verweis.

Kann man den Teufelskreis durchbrechen? Kann man die Jugendlichen aus der oft von Kindesbeinen an antrainierten Kriminalität herausholen? Die Aufgabe mutet herkulisch an. «Die Kinder begreifen sich oft nicht als Opfer, sie sind von klein auf in dieser Situation aufgewachsen und kennen nichts anderes», sagt Talia Bongni Sheikh, Leiterin der Fachstelle ECPAT gegen sexuelle Ausbeutung und Kinderhandel bei der Stiftung Kinderschutz Schweiz.

Alexander Ott von der Stadtberner Fremdenpolizei empfiehlt, den Bettelkindern nichts zu geben. Denn mit der Spende unterstütze man nur die kriminellen Drahtzieher. ○

«Ich habe mein Idealgewicht gefunden.»

Liposinol-Biomed™ und Carbosinol-Biomed™ unterstützen bei der Gewichtskontrolle.

Pflanzliche Wirkstoffe

Mehr Informationen unter
www.natuerlichabnehmen.ch

BioMed® Biomed AG, 8600 Dübendorf
© 2013 Biomed AG. All rights reserved.



Lassen Sie sich in Ihrer Apotheke oder Drogerie kompetent beraten.





Die grosse Giuseppe-Verdi-Gala

Das Schönste aus den Verdi-Opern «Nabucco», «Aida», «Rigoletto», «Der Troubadour» und «La Traviata» – präsentiert von der Grossen Oper Polen in Star-Besetzung.

Die Gastspiele der Grossen Oper Polen wurden in ganz Europa vom Publikum und von der Kritik bejubelt. Zum 200. Geburtstag Verdis wurden die besten Sänger der bekannten Opernhäuser Polens verpflichtet und die schönsten Kompositionen aus der unerschöpflichen Fülle seiner grossartigen Ouvertüren, Arien und Duette ausgewählt.

«Jede Musik hat ihren Himmel», sagte der Grossmeister der italienischen Oper, dessen Melodien uns auch heute noch berühren. Wie kaum ein anderer Komponist hat es Verdi vermocht, menschliche Gefühle in Noten, in Gesang auszudrücken. Zum Abschluss des Verdi-Jahres 2013 können Sie am 29. Dezember in der Zürcher Tonhalle Verdis unsterbliche Musik in mitreissenden Interpretationen erleben.



Weltwoche-Spezialangebot

Die grosse Giuseppe-Verdi-Gala
Sonntag, 29. Dezember 2013, um 19 Uhr,
Tonhalle Zürich

Die Weltwoche
verlost 5 x 2 Tickets!

**Jubiläums-
Verlosung**

Bedingungen:

Ein gültiges Abonnement der Weltwoche ist Voraussetzung für die Teilnahme an der Verlosung. Senden Sie bis 14. November 2013 eine E-Mail mit Ihrer Adresse und Ihrer Kundennummer an verdigala@weltwoche.ch.

Weitere Konzertdaten:

27. Dezember 2013: Stadtcasino Basel
28. Dezember 2013: Kulturcasino Bern
30. Dezember 2013: Palazzo dei Congressi, Lugano

Offizieller Ticketverkauf:

An allen Vorverkaufsstellen von Ticketcorner, bei www.actnews.ch oder über Tel. 061 226 90 03.

Veranstalter:

www.actnews.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Berner Güsel-Wahnsinn, Teil 2

Der Beschluss der Stadtregierung, wonach Läden, Kinos, Privatschulen für die Entsorgung öffentlichen Abfalls Millionen bezahlen müssen, stösst in Bern auf erbitterten Widerstand. Doch SP-Politikerin Ursula Wyss plant bereits den nächsten Schlag: eine umfassende «Mehrwegpflicht». Von Philipp Gut



Denkt sogar über ihr Hoheitsgebiet hinaus: Gemeinderätin Wyss.

Die in der letzten *Weltwoche* publizierten Pläne von SP-Frau Ursula Wyss, neue Millionengebühren für die Abfallentsorgung im öffentlichen Raum einzuführen, haben in der Bundesstadt «heftige Gegenwehr» und einen regelrechten «Proteststurm» ausgelöst (*Der Bund*). Um an die gewünschten Millionen zu kommen, definieren Wyss und ihre mehrheitlich linksgrünen Regierungskollegen den Verursacherbegriff neu. Als Verursacher gilt nicht mehr nur, wer Abfall entsorgt, also der Konsument. Auch wer Produkte verkauft, die potenziell Abfall generieren, wird zur Kasse gebeten (sogenannte sekundäre Verursacher). Sogar Hersteller und Importeure sowie Veranstalter, Restaurantbetreiber oder Kinobesitzer müssen zahlen.

Beim Erfinden von Abgaben und Gebühren kennt die Fantasie der Berner Bürokraten offenbar keine Grenzen. Sie haben eigens einen neuen Begriff geschaffen: Als «Präsenzverursacher» gilt neuerdings, wer so attraktiv ist, dass er Leute nach Bern lockt. Für diese Anziehungswirkung soll er büssen. Einzelne Betriebe werden mit mehreren zehntausend Franken belastet. Ingesamt will die Stadt so mehrere Millionen einnehmen.

Das Berner Gewerbe läuft Sturm gegen die Gebührenpläne. «Wir werden uns vehement gegen die Littering-Gebühr wehren», sagte KMU-Präsident Thomas Balmer der Lokal-

presse. Wenn nötig, werde man das Referendum ergreifen. «Die Pläne der Stadt haben mit dem Verursacherprinzip nichts mehr zu tun», bemerkte Adrian Haas, FDP-Grossrat und Direktor des kantonalen Handels- und Industrievereins (HIV). Und für Sven Gubler, Geschäftsführer von Bern-City, ist klar: Die neuen Gebühren sind «mehr als existenzbedrohend für das eine oder andere Geschäft».

Verbot auch beim Grillieren

Doch damit nicht genug. SP-Frau Wyss, erst seit zehn Monaten im Amt, will das Wirtschaften in der Bundesstadt weiter erschweren. Sie legte dem Gemeinderat ein überarbeitetes «Mehrwegkonzept» vor, dem die Regierungskollegen im Juli zustimmten.

Ähnlich wie bei der raumgreifenden Erweiterung des Verursacherprinzips will Wyss die «Mehrwegpflicht» erheblich ausdehnen. Plastikbecher oder Pappgeschirr sollen künftig auf Berner Boden verboten sein. Die Mehrwegpflicht wird ungeachtet der Eigentumsverhältnisse auf alle bewilligungspflichtigen Veranstaltungen ausgedehnt. Auch sämtliche städtischen Betriebe sind davon betroffen. Dies hatte der Gemeinderat im Grundsatz schon im Februar beschlossen.

Auf Antrag von Ursula Wyss schärft er das Regime jetzt noch einmal nach. Die Stadt will

die Mehrwegpflicht generell für alle Veranstaltungen, Liegenschaften und Tätigkeiten «als anwendbar erklären».

Das gilt selbst für Grün- und Parkanlagen, obwohl dort die Rechtslage laut Wyss' eigenen Juristen unsicher sei. So brüten die Wyss-Beamten laut einem internen Papier allen Ernstes über der Frage, ab wann ein Treffen von Privatpersonen, die in einem Berner Park grillieren, als Veranstaltung einzustufen und somit der Mehrwegpflicht zu unterstellen sei.

Wyss zerbricht sich überdies den Kopf darüber, was mit Getränkeautomaten geschehen soll, bei denen ja keine Rückgabemöglichkeit bestehe. Und wie soll man mit Take-aways umgehen, die zwar in Gebäuden untergebracht sind, aber die Kunden auf der Gasse bedienen, wie es etwa beim Kebab-Stand im Einkaufszentrum Loeb der Fall ist? Oder wie sollen die Verkaufsstände in den berühmten Berner Lauben die Mehrwegpflicht umsetzen, wenn es dort keine Abwaschmöglichkeiten gibt? Und erst die Marroni- und Glacéstände?

Um Missverständnisse auszuräumen: Diese Fragen sind weder rhetorisch noch ironisch gemeint. Genau damit beschäftigen sich die rastlosen Beamten in Wyss' Direktion für Tiefbau, Verkehr und Stadtgrün. Ob allerdings die rigiden neuen Vorschriften überhaupt praktikabel sind oder nicht, scheint die forsche Tiefbaudirektorin nicht zu kümmern. Der Entscheid für die umfassende Ausdehnung der Mehrwegpflicht ist gefallen. Die Stadtregierung denkt dabei sogar über ihr Hoheitsgebiet hinaus. Das von Wyss überarbeitete und vom Gemeinderat abgesegnete Konzept spricht explizit auch die Ausweitung auf Liegenschaften des Bundes und des Kantons an, beispielsweise der SBB.

Der Zeitplan zur Einführung des Einwegverbots ist ehrgeizig. Für stadteigene Betriebe, Bäder, Fussballplätze, Museen und so weiter soll es bereits ab Sommer 2014 gelten, für alle ändern ein Jahr darauf.

Weil mit Widerstand zu rechnen sei, so heisst es im Wyss-Departement, wolle man auf eine «aktive Kommunikation» verzichten. Keine Gedanken macht man sich offensichtlich darüber, ob die jüngste wyss'sche Verbots- und Verteuerungsoffensive ökologisch überhaupt sinnvoll ist (Herstellung von schwerem Geschirr, Wasserverbrauch, Abwaschmittel). Vom bürokratischen Aufwand und der Mehrbelastung für das Gewerbe zu schweigen.

Nächste Ausgabe: Wie Ursula Wyss Bern bremsen will.

Riklins Tessiner Residenz

Mit günstigen Wohnungen will die Stadt Zürich die Wohnungsnot von Familien mildern. Davon profitiert auch CVP-Nationalrätin Kathy Riklin, die am Luganersee eine Zweitwohnung besitzt. Bürgerliche Politiker fordern eine neue Vermietungspolitik. *Von Christoph Landolt*

Die Möwen kreischen. Still funkelt der Luganersee im Sonnenlicht. Dann und wann pflügt ein Segelschiff durch die Wellen, hin und wieder rauscht ein weisses Motorboot vorbei. Hinter dem Haus verläuft ein kleiner Weg, dann geht es steil hinauf durch Pinienwälder und Rebberge zum Monte Brè. Wer hier, in Castagnola TI, eine Ferienwohnung mit Seeanstoss sein Eigen nennen darf, steht auf der Sonnenseite des Lebens. Und das nicht nur wegen der 260 Sonnentage im Jahr, sondern auch finanziell. Gemäss dem Immobilienmonitoring der Beratungsfirma Wüest & Partner kostet hier ein Quadratmeter Wohnfläche an attraktiver Lage 12 110 Franken oder mehr.

Eine der Glücklichen, die hier seit 1994 eine Wohnung mit Seeanstoss besitzen, ist eine gewisse Dr. sc. nat. Katharina Riklin. Ein Anruf auf ihre Nummer endet abrupt mit einer Unterbrechung des Gesprächs, verrät aber, dass es sich tatsächlich um die bekannte Zürcher CVP-Politikerin Kathy Riklin handelt.

Nah am Wasser

Ihren Erstwohnsitz hat die sechzigjährige Nationalrätin ebenfalls am Wasser, und zwar direkt am Ufer der Limmat, an der denkmalgeschützten Schipfe, mitten in der Zürcher Altstadt. Hier ist Riklin aber nicht Hausherrin, sondern nur Mieterin. Sie profitiert dabei von den günstigen Konditionen, die ihr die Stadt Zürich gewährt. Gemäss dem Finanzdepartement mietete Riklin ihre «grössere Wohnung mit denkmalpflegerisch wertvollen Räumen» vor zwölf Jahren für lediglich 2650 Franken pro Monat. Heute dürfte die Miete wegen der stark gesunkenen Zinsen bei knapp 2300 Franken liegen, wie der Direktor des Zürcher Hauseigentümerversands, Albert Leiser, vorrechnet. Auf dem freien Markt wäre eine solche Wohnung nicht für unter 4000 Franken zu haben. Die Stadt beschenkt Riklin somit Monat für Monat mit einer vierstelligen Summe.

Das alles passiert unter dem Titel «soziale Durchmischung». Wie in vielen anderen Städten ist es in Zürich erklärtes Ziel von Regierung und Parlament, dass in exklusiven Quartieren nicht nur Reiche, sondern auch mittelständische Familien vertreten sind. Diese Politik findet im Volk breite Unterstützung. Vor zwei Jahren stimmten die Stadtzürcher mit einem Ja-Anteil von 75 Prozent für ein Gesetz, das bis 2050 einen Drittel aller Wohnungen in gemeinnützige Hände legen will. CVP-Politikerin Kathy Riklin unterstützt

dies: «Ich will nicht, dass Wohnungen von Spekulanten aufgekauft werden.»

Die sozialen Wohltaten des vermietenden Staates kommen aber nicht unbedingt jenen zugute, die es am nötigsten hätten, sondern denen, die eine Stadtwohnung ergattern konnten. So wie eben Profi-Politikerin Kathy Riklin, die im Tessin einen Zweitwohnsitz unterhält und zudem Mitbesitzerin eines Mehrfamilienhauses am noblen Zürichberg ist (*Weltwoche* Nr. 40/13), für das die Statistiker der Stadt einen Wert von 6,2 Millionen Franken errechnen.

Leutenegger fordert 1:4

Allmählich setzt sich in Zürich die Erkenntnis durch, dass von der Sozialpolitik via Günstigwohnungen oft die Falschen profitieren. Letzte Woche unterstützte der Gemeinderat überraschend eine FDP-Initiative mit dem Titel «Fairer wohnen bei Vater Staat». Zentrale Forderung ist, dass der Bruttolohn von Leuten in gemeinnützigen Wohnungen das Vierfache der Mietkosten nicht übersteigen darf.

«Wir verlangen von niemandem, dass er ausziehen muss», sagt der Stadtzürcher FDP-Nationalrat Filippo Leutenegger. «Aber wer eine vom Staat geförderte Wohnung hat und mehr verdient, soll einen höheren Beitrag bezahlen bis hin zur normalen Marktmiete.»

Leutenegger, der für das Stadtpräsidium kandidiert, sieht darin ein Gebot der Gerechtigkeit. Leute in gemeinnützigen Wohnungen verdienen in Zürich im Median sogar etwas mehr als Mieter in Privatliegenschaften, sagt er. «Das zeigt, dass wir bei der Verteilung von gemeinnützigem Wohnraum ein Fairnessproblem haben.»

Massnahmen gegen Zweitwohnungen

Ratskollegin Riklin versteuert gemäss eigenen Angaben ein Einkommen von 130 000 Franken. Hinzu kommen üppige steuerfreie Zusatzleistungen, die bei Nationalräten im Schnitt 57 300 Franken betragen. Sie verdient damit deutlich mehr als das Vierfache ihrer Miete. Dass sie sich eine Immobilie am Luganersee kaufen konnte, beweist, dass sie auch eine höhere Miete verkraften könnte.

Kathy Riklin will nichts von Marktmieten für Besserverdiener wissen. Der Plan der FDP sei eine «wermuthsche Wohnkontrolle, 1:4 statt 1:12», sagt sie. Das ist aussergewöhnlich, denn als Zürcher Lokalpolitikerin forderte Riklin früher Massnahmen gegen Zweitwohnungen in der Stadt. Auch heute setzt sie bei der Raumplanungspolitik auf klare Regeln: Sie sitzt im Komitee der Landschaftsinitiative, die Einzonungen von Bauland (so wie einst am Luganersee) verbieten will. ○



«Wermuthsche Wohnkontrolle»: Immobilienbesitzerin Riklin.



«Falsche Entwicklung»: Generalsekretär Meiner.



«Stark ausgelastet»: Grünen-Co-Präsidentin Rytz.



«Zu wenig Platz»: Grünen-Nationalrat Glättli.

Ich möchte lieber nicht

Die Flüchtlingshilfe ruft die Bevölkerung dazu auf, Asylanten privat unterzubringen. Wer ist dazu bereit? Eine Umfrage bei Schweizer Persönlichkeiten, die für ihr soziales Engagement bekannt sind.

Von Christian Mundt

Der Generalsekretär der Schweizerischen Flüchtlingshilfe (SFH), Beat Meiner, will Tragödien wie diejenige von Lampedusa verhindern. Via *Blick* forderte der Chef des nationalen Hilfswerks ein Fünf-Punkte-Programm. Eine der Massnahmen: die private Unterbringung von Flüchtlingen. Konkret sollen Flüchtlinge, welche von der Schweiz aufgenommen werden und somit langfristig hierbleiben dürfen, bei Privaten unterkommen, wie Meiner sagt. Die SFH sammelt Adressen von interessierten Personen, welche bereit sind, Flüchtlinge aufzunehmen. Dies hätte Vorteile für alle Beteiligten, ist Beat Meiner überzeugt. «Die zunehmende Ökonomisierung und Fragmentierung im Asylbereich führt zu einer falschen Entwicklung», sagt er der *Weltwoche*.

Das Problem beginnt aus seiner Sicht damit, dass die Asylsuchenden viel zu lange auf ihren Entscheid warten und während dieser Zeit «am Rande der Gesellschaft leben müssen». Dies in oft miserablen oder gar «unterirdischen» Kollektivunterkünften. «Der Integrationsprozess wird durch diese Unterbringung und mangelhafte Betreuung bereits zu Beginn beschädigt», sagt Meiner. Klar, dass so die hohen Erwartungen und Anforderungen, die

eine Integration an alle Betroffenen stellt, nicht erfüllt würden – was sich nicht zuletzt an der tiefen Erwerbsquote ablesen lasse.

«Verteufelung nicht mehr möglich»

Gemäss Meiner wären rund 20 bis 30 Prozent der Schweizer offen für die Anliegen der Flüchtlinge. Diese Offenheit müsse stärker gefördert werden: So würde die Flüchtlingshilfe «von Mensch zu Mensch» stattfinden und gleichzeitig die Unterbringungsproblematik entschärft, was wiederum allen zugutekomme. Meiner ist überzeugt, «wenn Menschen Flüchtlingen begegnen, ist die Verteufelung, wie sie von gewissen Kreisen gemacht wird, nicht mehr möglich».

Um diese Idee umzusetzen, ist allerdings die Kooperation der Behörden nötig. Gemäss Michael Glauser, Sprecher des Bundesamts für Migration, wäre dies grundsätzlich möglich. Das Asylrecht verpflichtet den Bund zwar, Unterkünfte für neu ankommende Asylsuchende einzurichten. Dort verbringen die Ankommenden aber nur einen bis drei Monate. Die Asylanten sind auch nicht verpflichtet, in eine dieser Bundesunterkünfte zu gehen. Wer sich allerdings dazu entschliesst, muss sich dann an die dortigen Spielregeln halten.

Man könne aber durchaus bei Verwandten hausen. Glauser erinnert sich gar an einen Flüchtling, der in einem Fünfsternehotel einquartiert war. Auf eigene Kosten, wie Glauser betont. Die Gesuchsteller haben während der gesamten Zeit aber Mitwirkungspflichten: Personalien werden erhoben, Fotos gemacht, das Motiv für die Flucht ergründet. Dazu müssen sich die Asylanten jeweils bereithalten, weshalb eine private Unterbringung aus praktischer Sicht keinen Sinn macht. Sobald die Asylanten auf die Kantone verteilt werden, endet die Zuständigkeit des Bundes, und die Kantone müssen für die Unterbringung sorgen. Im Vollzug sind diese dann autonom. So übertragen einige Kantone die Unterbringung an die Gemeinden weiter, andere lagern sie an Hilfswerke wie beispielsweise die Caritas aus.

Die Kooperation der Behörden sei der nächste Schritt, den es in Angriff zu nehmen gelte, sagt Meiner, wobei er auch mit Widerstand rechnet: «Integrationsfachleute könnten die nichtprofessionelle Unterbringung bei Privatpersonen skeptisch sehen.» Meiner glaubt, mit seiner Idee von Unterkünften bei Privaten liessen sich sogar Kosten sparen. «Es gibt genügend Leute, die es sich leisten könnten, je-



«Nicht möglich»: Moderator Knackeboul.



«Keine Lösung»: Medien-Pionier Schawinski.



«Aufgabe des Staates»: Bundesrätin Sommaruga.

manden zu beherbergen. Und wer das nicht kann, den könnte man immer noch unterstützen.» Natürlich brauchte es in allen Fällen eine kompetente Begleitung durch Fachleute. «Es ist nicht die Idee, die Freiwilligen mit den Asylsuchenden alleine zu lassen», so Meiner.

Immerhin gegen fünfzig Personen hätten sich bisher bei der Flüchtlingshilfe gemeldet, bestätigt Meiner. Darunter sei das ganze Spektrum zu finden: Hausbesitzer, welche ihre freie Einliegerwohnung zur Verfügung stellten. Es gäbe Familien mit Kindern, die Flüchtlinge «am Familientisch» aufnehmen würden. Oder Landwirte, wo die Vertriebenen gleich auf dem Hof mit anpacken könnten. Meiner ist überzeugt, dass sich so untergebrachte Flüchtlinge besser in unsere Gesellschaft integrieren würden, als wenn sie ausgegrenzt leben, wie das heute oft der Fall ist.

Nicht vertreten im Spektrum der Hilfswilligen sind allerdings diejenigen Politiker, Kom-

mentatoren und Prominenten, die beinahe täglich und auf allen Kanälen eine «offenere», «menschenfreundlichere» oder einfach eine «humanitäre» Politik wünschen.

Regula Rytz — Die Berner Nationalrätin und Co-Präsidentin der Grünen kritisierte an einer Gedenkfeier für die Opfer von Lampedusa vor einem aus brennenden Kerzen geformten Herzen die schweizerische Asylpolitik. An der Veranstaltung vor dem Bundeshaus gab sie ihrer Hoffnung Ausdruck, die Tragödie möge eine Kehrtwende auslösen. Im Privaten möchte die ehemalige Gemeinderätin noch keine Kehrtwende vollziehen und einen Flüchtling bei sich aufnehmen. Auf Anfrage der *Weltwoche* teilt sie mit, «grundsätzlich nicht abgeneigt» zu sein, jemanden in Not in ihrer privaten Wohnung im vornehmen Berner Breitenrain-Quartier zu beherbergen. «Mit meinen vielen Engagements bin ich heute aber stark ausge-

lastet», so dass dies nicht realistisch sei. «Parteipräsidium, Nationalrat und die Arbeit in zahlreichen Organisationen füllen den Tag», so die Berufspolitikerin. «Wer einen Flüchtling aufnimmt, braucht Zeit für die Betreuung und Begleitung», sagt Rytz. Komme das Platzproblem hinzu: «Wir wohnen zu zweit in einer Dreizimmerwohnung, was unsere Aufnahme-fähigkeit sehr einschränkt.» Sie habe aber grossen Respekt vor allen, die persönlich helfen. Private Initiativen dürften allerdings nicht dazu führen, dass sich der Staat zurückzieht. «Es braucht eine politische Lösung, um diesen Menschen zu helfen», so Rytz.

Balthasar Glättli — Laut dem grünen Nationalrat aus der Stadt Zürich und Mitglied bei der Sans-Papiers-Anlaufstelle und bei Solidarité sans frontières «gebietet uns die Menschlichkeit – auch jenseits des juristischen Asylrechts – die machbare Hilfe, grad, wenn sie bei

Dieser winterfeste Biker Boot hat so viel Format, dass er den Frauen den Kopf verdreht.

THE SHOE PEOPLE

429 CHF



NAVYBOOT
S W I T Z E R L A N D

uns gesucht wird, zu leisten», wie er in einem Artikel in der linken Zeitung *P.S.* schreibt.

Glättlis spontane Reaktion auf Meiners Vorschlag, Flüchtlinge privat unterzubringen, ist «ambivalent», wie er sagt. Einerseits sei es die Aufgabe des Staates, diesen Leuten in Not eine Unterkunft zu bieten, «unabhängig von der politischen Frage, ob es dann die richtigen oder die falschen Personen sind». Andererseits sei es durchaus sinnvoll, auch bei Privaten Hilfe zu suchen, wie das Beispiel Syrien zeigt: «Die Syrer, die jetzt zusätzlich aufgenommen werden, kommen bei bereits ansässigen Landsleuten unter. Wenn man diese Gemeinschaften nutzen kann, spricht nichts gegen eine private Platzierung.» Jedoch müsse dies im Einzelfall beurteilt werden und könne nicht der Hauptansatz zur Problemlösung sein.

Er selber könne jedoch zu Meiners Vorschlag nicht Hand bieten: «Ich habe es mir zwar auch schon überlegt, wir haben allerdings zu wenig Platz», so Glättli, dessen Wohnung am Fusse des Höggerbergs liegt. Ein Notbett im Wohnzimmer sei dann doch keine langfristige Alternative. Er kenne jedoch Leute in seinem Umfeld, die Menschen bei sich aufgenommen hätten. «Schlussendlich sind wir alle auch Steuerzahler», womit diese die Aufgabe auch ohne schlechtes Gewissen den Behörden übergeben könnten.

Bei der Schweizer Vertretung der Menschenrechtsorganisation Amnesty International fordert man zwar «sichere und legale Zugangswege nach Europa, etwa durch die unkomplizierte Aufnahme von Flüchtlingskontingenten». Vom Vorschlag Meiners hält man indes nicht allzu viel, wie Migrationsexpertin Magdalena Urrejola mitteilt. Zwar begrüsse man jede private Initiative. Aber «ein solcher Aufruf kann gefährlich sein, wenn der Staat beginnt, seine Pflichten und Aufgaben auf die Zivilgesellschaft abzuwälzen», so Urrejola. Sie befürchtet, «dass dieser faul wird, wenn wir falsche Signale senden». Entsprechend gebe es von Amnesty in der Schweiz auch keinen Aufruf an die Mitglieder, Flüchtlinge bei sich aufzunehmen. Die Organisation helfe jedoch direkt vor Ort, auf Lampedusa oder der griechischen Insel Lesbos.

Sie wisse von niemandem, der privat Flüchtlinge bei sich habe, sagte Amnesty-Schweiz-Vorstandspräsidentin Laurette von Mandach. Selber wohnt von Mandach in einem grosszügigen Einfamilienhaus am Stadtrand des Berner Steuerparadieses Muri bei Bern.

Knackeboul — Der Berner Rapper hätte ebenfalls genügend Platz, um dem einen oder anderen Bedürftigen ein Dach über dem Kopf zu bieten. Der Moderator beim Jugendsender Joiz, mit bürgerlichem Namen David Kohler, wohnte bis vor kurzem im beschaulichen Bannwil im Oberaargau. Auf Twitter kritisiert er die EU in ihrem «bewaffneten Krieg gegen Flüchtlinge» und wehrt sich gegen «rassisti-



Offene Tore: Abt Martin vom Kloster Einsiedeln.

sche Initiativen, die das Asylrecht einschränken» oder «die Asylantenflut» stoppen sollen.

Für Knackeboul ist «die Geburt ein Mysterium», schliesslich könne niemand etwas dafür, ob er hier oder im Ausland geboren wurde. In einer Videobotschaft regt sich der Mundartkünstler über Schweizer auf, die den «paar hundert oder tausend Leuten» in Not keine Unterkunft geben und deren Reise in die Schweiz stoppen wollen. Stattdessen sollten

«Es kann gefährlich sein, wenn der Staat beginnt, seine Aufgaben auf die Zivilgesellschaft abzuwälzen.»

wir «Asylsuchenden und Leuten, die aus dem Ausland hierher flüchten, mit offenen Armen begegnen». Davids Bruder Fritz übernimmt das Management und die Medienkommunikation für Rapper Knackeboul. Der *Weltwoche* bestätigt er, dass auch Knackeboul keine Flüchtlinge bei sich zu Hause aufnehme, was angesichts der knappen Platzverhältnisse in der kürzlich bezogenen Zweizimmerwohnung in Zürich aber auch nicht möglich sei.

Seinem Bruder gehe es darum, im eigenen Land nicht immer «wie in einem Gartenzaun» zu denken. Die Menschheit sei eine Weltgemeinschaft, «eine grosse Familie», wo man nicht nur auf die Schweiz schauen könne. Knackeboul würde aber jeden Monat einen – wenn auch kleinen – Teil des Lohns spenden. Ausserdem sei der Rapper erst kürzlich von einem Brunnenprojekt in Mosambik zurückgekehrt, welches er unterstützt.

Roger Schawinski — Der Medienpionier und Millionär könnte auch Flüchtlinge aufnehmen. Schawinski wollte auf Anfrage aber keine Auskunft darüber geben, ob er bereit sei, bei sich privat Flüchtlinge aufzunehmen. In seinen Sendungen in Radio und TV schwingt er gerne die Moralkeule, spricht von «unmenschlichen Bildern», «komplexen Problemen» und weiss auch, dass man das «nicht mit einfachen Mitteln» lösen kann – selber habe er «aber leider auch keine Lösung». Den Vorschlag von Meiner lehnt er offenbar ab, zumindest, soweit dieser ihn selber betrifft. Stattdessen seien nach Schawinski «alle gefordert – auch die Schweiz».

Simonetta Sommaruga — Die Bundesrätin besäße viel Raum, um Flüchtlinge in den eigenen vier Wänden unterzubringen. Zusammen mit ihrem unter dem Pseudonym Lukas Hartmann schreibenden und bekannten Mann wohnt sie oberhalb der Bundesstadt in einem Haus mit grosszügigem Garten. Flüchtlinge beherbergt allerdings auch die ehemalige Konsumentenschützerin nicht: «Die Unterbringung von Asylsuchenden ist in erster Linie Aufgabe des Staates. Jegliches Engagement der Bevölkerung für Asylsuchende und Flüchtlinge ist aber äusserst wertvoll», so ihr Departement.

Auf seine persönliche Situation angesprochen, verneint auch Beat Meiner: Er habe selber noch nie jemanden bei sich aufgenommen. Er engagiere sich selbstredend auch privat sehr stark für die Anliegen der Flüchtlinge. Er bekomme aber sehr viele Reaktionen, «ich solle selber meine Hütte füllen, bevor ich das von anderen verlange». Meiner betont allerdings, dass er dies nie von allen verlangt habe. Für ihn müsse es ein freiwilliges Engagement sein, welches beiden Seiten hilft. Entscheidend sei dabei auch die Lebens- und Arbeitssituation, die das möglicherweise – so auch bei Meiner selber – gar nicht zulasse. Er und seine Frau seien beide berufstätig, und mit drei Kindern zusammen sei das Familiensystem auch ohne Flüchtlinge schon stark belastet.

Abt Martin — Offensichtlich der Einzige, der nach der Tragödie von Lampedusa nicht nur «mehr Anteilnahme und weniger Abschottung» forderte, sondern selber handelt, ist der abtretende Abt Martin vom Kloster von Einsiedeln. Schon im Zweiten Weltkrieg habe das Kloster Flüchtlinge aufgenommen. Die Verantwortung für die Organisation der Aufnahme liege beim Staat, man mache aber in der gemeinsamen Zusammenarbeit gute Erfahrungen. So würden noch heute einige der ehemaligen Asylsuchenden – mittlerweile als anerkannte Flüchtlinge – im Kloster arbeiten. So wie Einsiedeln kündeten auch andere Schweizer Klöster an, ihre Tore für Flüchtlinge zu öffnen. ○



Die Wirkung macht den Unterschied.

Mit dem Werbebrief überzeugen Sie Ihre Zielgruppe persönlich und direkt. Ihrer Kreativität sind praktisch keine Grenzen gesetzt. Ihrem Erfolg auch nicht.

Fakten, Erfolgsgeschichten und Inspiration: post.ch/wirkung

DIE POST 

Die Professorin mit dem Wir-Gefühl

Miriam Meckel ist die Lichtgestalt unter den Kommunikationswissenschaftlern. In Talkshows ist sie gern gesehen, vor einigen Jahren machte sie aus ihrem Burnout einen Bestseller, zuletzt spielte sie beim *Tages-Anzeiger* eine Woche lang Chefredaktorin. Doch was hat sie eigentlich zu sagen? *Von Rico Bandle*



«Wir machen das»: Autorin Meckel.

Fast jeden ihrer Texte beginnt Miriam Meckel mit einem Zitat aus einem populären literarischen Werk: mit dem Käfer in Kafkas «Verwandlung», mit einem Zitat des US-Schriftstellers Don DeLillo oder, wie in ihrem neuen Buch, mit Preusslers «Kleinem Gespenst». Damit macht sie sogleich einen belesenen, sympathischen Eindruck. Auch vor der Kamera wirkt sie immer eloquent und freundlich. Als Kommunikationswissenschaftlerin ist sie sich natürlich bewusst: Der Eindruck zählt. Alles andere ist Nebensache.

Was die so perfekt formulierende und auftretende HSG-Professorin eigentlich erforscht, worin ihr Leistungsausweis besteht, weiss kaum jemand. Aber alle wissen, dass Meckel mit der TV-Moderatorin Anne Will liiert ist – erst kürzlich gab sie der *FAZ* wieder ein Interview über die Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Liebe – und dass sie ein Burnout hatte, schliesslich hat sie darüber ein Buch geschrieben, das zum Bestseller wurde.

Dass diese clevere und attraktive Professorin zu ihren Schwächen steht und zudem homosexuell ist, macht sie besonders begehrt: In einer Zeit, in der der Minderheiten- und Opferkult Blüten treibt – im Business-Jargon «Diversity» genannt –, gibt sie die ideale Repräsentantin ab. Alle wollen sich mit Meckel und ihrer Aura umgeben, und die Umworbene hat Mühe, nein zu sagen. Deshalb ist sie gleichzeitig Beraterin der *NZZ* und Kurzzeit-Chefredaktorin bei der Hauptkonkurrenz, dem *Tages-Anzeiger*. Deshalb schrieb sie 2007 ein Buch über «Das Glück der Unerreichbarkeit» mit der Forderung, vermehrt «den Off-Schalter [zu] bedienen», um wenig später selbst in ein Burnout zu verfallen.

Im digitalen Schrebergarten

Meckel schafft es, diese Gegensätze völlig natürlich ausschauen zu lassen. Wenn sie von der zunehmenden Selbstauflösung durch die Digitalisierung schreibt, so meint sie sich selbst immer mit. Sie verschafft ihren Lesern oder Zuhörern das wohlige Gefühl, zu einer Gemeinschaft zu gehören. Der Appell an das Wir gehört zu ihren wichtigsten Instrumenten. Überall in ihren Texten stösst man auf Sätze wie: «Wir machen das», «Wir kommen nicht mehr davon los» oder: «Wir sind Kinder der Sonne 2.0», wie es in ihrem neuen Büchlein «Wir verschwinden» heisst.

Die Probleme des modernen Lebens erklärt sie anhand bunter Bilder, ihre Sätze sind ein-

gänglich; jeder versteht sofort, was sie meint. So schreibt sie zum Beispiel:

«Viele Online-Aktivitäten finden nicht mehr im offenen virtuellen Raum, auf der «virtuellen Allmende», statt. Es sind vielmehr die Gärtner der hübsch umzäunten und streng kuratierten Schrebergärtchen im Netz, wie sie Apple oder Amazon angelegt haben, die für uns den Zugang zu Information organisieren. Sie locken uns Nutzer als verträumte Kinder der Sonne 2.0 aus dem einst offenen und freien Netz in ein virtuelles Disneyland. Dort ist alles grün, hübsch, sauber, massentauglich und teuer. Wir können aufatmen, das Denken ausschalten und uns den vorselektionierten und irritationsfreien Informationen hingeben, für die wir ja ordentlich bezahlt haben.»

Im ersten Augenblick klingt das grossartig. Und plausibel. Schaut man etwas genauer hin, ergibt sich ein anderes Bild. Dass im «Disneyland» von Apple und Amazon alles «grün, hübsch, sauber» ist, kann man vielleicht sagen. Aber massentauglich? Es ist gerade die Stärke von Online-Händlern wie Amazon, dass dort im Gegensatz zur traditionellen Buchhandlung zu jedem noch so abwegigen Randthema Bücher zu finden sind. Selbst Publikationen in Kleinstauflage und solche, die längst vergriffen sind, kann man bestellen oder herunterladen. Stimmt wenigstens «teuer»? Machen wir den Test mit Meckels Büchlein. Im Buchhandel kostet «Wir verschwinden» Fr. 9.90, in Apples iBook-Store Fr. 8.–, fast 20 Prozent weniger. Bei Amazon kostet die gedruckte Ausgabe gleich viel wie im Buchhandel, die elektronische ist ebenfalls bedeutend günstiger.

Dass eine Autorin so einfach widerlegbare Behauptungen formuliert, ist an sich kein Drama, zumal das Buch durchaus auch wertvolle Denkanstösse enthält. Bedenklich ist aber, wenn diese Autorin eine Professorin ist. Meckel bestätigt mit solchen Sätzen die Vermutung, bei einem Fach wie der Kommunikationswissenschaft sei das Wort «Wissenschaft» bloss Staffage. Auch die «Sesseltausch»-Aktion mit *Tages-Anzeiger*-Chefredaktor Res Strehle hat wenig zur Glaubwürdigkeit des Fachs beige-

tragen. Oft wurde gewitzelt, der Jobtausch zeige, dass jedermann Chefredaktor einer grossen Zeitung sein könne. Umgekehrt gilt dies aber ebenso: Wenn ein Journalist einfach ein paar Tage lang Professor sein kann, so reicht es offensichtlich aus, etwas mehr oder weniger Interessantes zu erzählen, um in der Kommunikationswissenschaft durchzukommen. Weder mit einem Physik-, Medizin- noch einem Archäologieprofessor wäre ein solcher Tausch denkbar gewesen.

«Alles ist nichts»

Kommen wir zurück zu Meckels Büchlein. Sie macht darin eine Analogie zwischen Otfried Preusslers kleinem Gespenst und dem modernen Menschen. Das kleine Gespenst sei unsichtbar, solange es nicht von der Sonne angestrahlt werde. Auch wir seien im Netz irgendwie unsichtbar, würden aber von «multiplen Sonnen» bestrahlt: «Es sind die Sonnen der Dateninterpreten von Google, Facebook, Amazon, Apple & Co., die uns bescheinen, und

Sie verschafft ihren Lesern oder Zuhörern das wohlige Gefühl, zu einer Gemeinschaft zu gehören.

es sind die Suchstrahler mit Namen PRISM und TEMPORA, die sich ihrer unter anderem bedienen.» In der Folge formuliert Meckel ein engagiertes Plädoyer gegen die totale Transparenz – auch gegen jene, die von Wikileaks und anderen Netz-Whistleblowern angestrebt wird. Dabei greift sie auch zu wohlklingenden Allgemeinplätzen wie: «Ganz transparent ist nur die Leere» (Zitat des Philosophen Byung-Chul), oder: «Aber was sehen wir wirklich? Vermeintlich alles. Und alles ist nichts».

Etwas gar banal erscheint das Kapitel über die Handschrift, die je länger, je mehr verschwinde. In kulturpessimistischer Manier beklagt Meckel den Verlust an Persönlichkeit und Individualität durch die Maschinschrift und erklärt, weshalb sie wichtige Briefe noch immer lieber von Hand schreibt: «Weil

ich neben den im eigentlichen Brief enthaltenen Botschaften auch eine unausgesprochene übermittle: Du bist mir wichtig. Ich nehme mir die Zeit, mich hinzusetzen und wirklich darüber nachzudenken, was ich dir sagen möchte.»

Meckels Bedenken gegen die personalisierte Suche von Google und die Buchvorschläge von Amazon sind nicht neu und tönen immer etwa ähnlich: «Wir werden nur noch mit den Informationen konfrontiert, die zu uns passen und die wir so oder ähnlich schon einmal gesucht haben.» Interessant wird es dann, wenn sie zeigt, wie nahe wir heute jenen Szenarien schon sind, die man vor einigen Jahren noch als Science-Fiction abtat: dass jeder Schritt registriert wird, dass wir gar nicht mehr so weit davon entfernt sind, dass sogar Gedanken via im Hirn eingepflanzten Chip in der Datenwolke landen werden. Die Google-Internetbrille, die demnächst auf den Markt kommt, sei nur ein erster Schritt in diese Richtung.

Selbst bei diesem Teil, der präzise recherchiert ist, bleibt unklar, wofür es dazu so etwas wie die Kommunikationswissenschaft braucht. Man findet im Buch keine Informationen, die man nicht in den Medien bereits in der einen oder anderen Form lesen konnte. Nur: Meckel formuliert besser als die meisten anderen Schreiber. Zuweilen auch kraftvoller. «Wir implodieren in den Möglichkeiten der Grenzenlosigkeit», schrieb sie kürzlich in einem Artikel für den *Schweizer Monat*. Und: «Wir haben begonnen, das Telefon wie eine Waffe mit uns herumzutragen, gerichtet auf alle, die eine Frage an uns haben, immer bereit zum Abschuss einer neuen Nachricht. Und dabei haben wir vergessen, dass eine Seite des Geräts immer auf uns selbst gerichtet ist, manchmal auch gegen uns selbst.» Was will sie damit genau sagen? Auf die lebensbedrohliche Gefahr der Handys aufmerksam machen? Egal. Aber Eindruck macht es schon.

Miriam Meckel: *Wir verschwinden – Der Mensch im digitalen Zeitalter*. Kein & Aber. 72 S., Fr. 9.90

"Italienische Haute Cuisine und die Weltbesten Weine"



Selezione Primi Piatti
ab CHF 160.- bis CHF 845.- Inkl. MwSt.
(In 4 Varianten verfügbar)

Selezione Sapori
ab CHF 310.- bis CHF 1'010.- Inkl. MwSt.
(In 4 Varianten verfügbar)

Selezione Salmone
ab CHF 315.- bis CHF 925.- Inkl. MwSt.
(In 4 Varianten verfügbar)

Weihnachtsgeschenke
2013
Für nähere Informationen besuchen Sie
WWW.ARVI-PECK.CH



ARVI SA Via Pedemonte 1 CH-6818 Melano
091 649 68 88 - info@arvi.ch - www.arvi.ch

Die neue Rassenfrage

Menschen sind unterschiedlich anfällig für Krankheiten und reagieren verschieden auf Heilmittel. Genetische Unterschiede zwischen den Ethnien wurden in der Medizin lange tabuisiert. Nun gewinnen sie in der Pharmaforschung an Bedeutung. *Von Alex Reichmuth*

Recherchen zum Thema Rassenmedizin sind nicht ganz einfach. Sprecher von Bundesbehörden bekommen bei diesem Stichwort nach eigenem Bekunden «Hühnerhaut». Und Vertreter von Pharmaunternehmen informieren nur unter der Zusicherung, sie auf keinen Fall namentlich zu erwähnen.

Erstaunlich ist das nicht. Die Menschheit in Rassen zu unterteilen, gilt, mit Blick auf die Gräueltaten der Nazis, als heikel. In den Augen vieler Wissenschaftler sind menschliche Rassen ein «soziales Konstrukt» ohne biologische Grundlage. Vor allem Anthropologen sind überzeugt, dass äussere Unterschiede bezüglich Hauttyp oder Haarfarbe nur oberflächliche Anpassungen an klimatische Bedingungen sind, die nicht auf grundlegende genetische Verschiedenheit schliessen lassen. 1995 hat die Uno-Organisation Unesco den Begriff Rasse darum als «nutzlos» bezeichnet. Die US-Vereinigung der Anthropologen verkündete drei Jahre später, von Rassen zu sprechen, entspreche einer «Weltsicht, die unsere Vorstellung von menschlichen Unterschieden und Gruppenverhalten entstellt». Eine nach Rassen orientierte Medizin stösst darum oft auf Ablehnung. «Ethnien-spezifische Medizin» bedeute «Rassismus durch die Hintertür», mahnte etwa Troy Duster, schwarzer Präsident der American Sociological Association.

Doch gerade in der Medizin zeigt sich, wie unsinnig es ist, über wesentliche genetische Unterschiede zwischen Menschen verschiedener Herkunft hinwegzusehen. Denn es gibt wohl kaum ein gesundheitliches Problem, das alle Menschen ungeachtet ihrer Abstammung gleichermaßen betrifft.

Afrikaner häufig im Nachteil

Da sind einmal Krankheiten, die direkt auf einen bestimmten Gen-Defekt zurückzuführen sind: Die tödliche zystische Fibrose tritt bei Weissen sechsmal häufiger auf als bei Schwarzen und zehnmal häufiger als bei Asiaten. Die Sichelzellenanämie, eine gefährliche vererbte Blutarmut, trifft hingegen besonders oft Menschen im Mittelmeerraum und in Afrika. Und das Tay-Sachs-Syndrom, eine Erbkrankheit, die zu stark verminderter Intelligenz und Erblindung führt, kommt besonders häufig bei Juden osteuropäischer Herkunft vor.

Aber auch bei bekannteren und weiter verbreiteten Krankheiten unterscheidet die Natur nach Rassen. Auffällig ist, dass in vielen Fällen dunkelhäutige Afrikaner im Nachteil

sind. So erkranken schwarze Männer etwa doppelt so oft an Prostatakrebs wie weisse Männer. Schwarze Frauen haben das höchste Risiko für Brustkrebs. In Amerika leiden Menschen afrikanischer Abstammung viel häufiger an Bluthochdruck und sterben etwa doppelt so oft an Herzinfarkten wie weisse Menschen. Auch das Risiko eines Hirnschlags ist gegenüber dem von Weissen signifikant höher. Zudem leiden deutlich mehr afroamerikanische Frauen an Osteoporose als weisse Amerikanerinnen. Auch Demenz betrifft Afroamerikaner deutlich häufiger als weisse Amerikaner. Schwarzhäutige Amerikanerinnen sterben doppelt so oft nach einer Geburt als hellhäutige, und ihre Babys erleiden viel häufiger den plötzlichen Kindstod.

Bei Aids haben Afrikaner ebenfalls schlechte Karten: Bei HIV-positiven Männern überleben Weisse eher, wie eine Studie unter ehemaligen US-Soldaten zeigte. Nur bei einigen Krankheiten sind Afrikaner im Vorteil: Sie sind öfter als Weisse resistent gegen Malaria. Und sie bekommen wegen ihrer dunklen Haut seltener Hautkrebs.

Natürlich sind solche Differenzen nicht immer auf genetische Ursachen zurückzuführen. Faktoren wie Ernährung, Lebensstil oder ärztliche Versorgung, die sich ebenfalls auf die Gesundheit auswirken, unterscheiden sich unter ethnischen Gruppen zum Teil deutlich. Dass Afroamerikanerinnen zum Beispiel häufiger

«Auch wenn wir Menschen unterschiedlich behandeln, haben sie die gleichen Rechte.»

übergewichtig sind als weisse Amerikanerinnen, ist sicher teilweise auf schlechtere Ernährung zurückzuführen. Auch dass schwarze Amerikaner häufiger an Diabetes und Bluthochdruck leiden und darum öfter von einem Herzschlag betroffen sind, ist wohl durch ungünstige Ernährungsgewohnheiten und schlechtere medizinische Versorgung mitverursacht.

Doch wissenschaftliche Ergebnisse zeigen, dass genetische Unterschiede auch bei vielen medizinischen Problemen mitspielen, wo man dies nicht a priori erwarten würde. Dass Afroamerikaner zum Beispiel häufiger Lungenkrebs bekommen als Amerikaner europäischer, japanischer und lateinamerikanischer Abstammung, liegt nicht daran, dass sie mehr rauchen.

Vielmehr konnten Forscher Gene identifizieren, die das Risiko für Lungenkrebs bei bestimmten Ethnien erhöhen. So ist es auch bei Brustkrebs: Eine im letzten Frühling publizierte Studie wies nach, dass schwarze Frauen besonders häufig eine Genkonstellation aufweisen, die ein erhöhtes Brustkrebsrisiko bedeutet.

Wärmeempfindliche Rothaarige

Schwarze Amerikanerinnen wiederum sterben auch dann häufiger nach dem Gebären, wenn sie medizinisch gleich gut wie weisse Frauen versorgt werden. Auch der weitaus häufigere plötzliche Kindstod unter Schwarzen ist nicht auf Vernachlässigung zurückzuführen. Wissenschaftler haben eine Mutation eines speziellen Eiweisses im Herz entdeckt, welches das Sterberisiko afroamerikanischer Säuglinge um das 24fache erhöht. Auch bei Bluthochdruck spielen Gene eine Rolle: Eine amerikanische Studie wies nach, dass Menschen aus warmen Regionen häufiger daran leiden als solche aus kalten Regionen – wegen einer Genvariation, die in Äquatornähe viel öfter vorkommt.

Es gibt auch Kurioses bezüglich der Art, wie sich genetische Konstellationen auswirken: Asiaten vertragen weniger Alkohol als Europäer und bekommen beim Genuss von Bier, Wein und Spirituosen schneller den «Asian flush», eine typische Errötung der Haut am ganzen Körper. Menschen mit roten Haaren reagieren wahrscheinlich besonders empfindlich auf Kälte- und Hitzereize, ertragen dafür Nadelstiche besser als dunkelhaarige Menschen. Eine Besonderheit aus der Schweiz kennt Gert Printzen, Leiter Heilmittel bei der ärztlichen Vereinigung FMH: In gewissen Tälern Graubündens gebe es Familien, deren Angehörige Narkosemittel viel langsamer abbauen als normal. «Das kann bei Operationen schnell zu einem tödlichen Risiko werden», so Printzen.

Menschen unterschiedlicher Rassen reagieren auch verschieden auf medizinische Wirkstoffe. Schmerzmittel zum Beispiel wirken bei Asiaten oft stärker als bei anderen Menschen. Das liegt vermutlich daran, dass sie ein Leberenzym aufweisen, das mutiert hat und deswegen Arzneimittel nicht so schnell abbauen. 2002 berichtete das *New England Journal of Medicine*, dass das Herzmedikament Enalapril bei Schwarzen schlechter wirkt als bei Weissen. Letztes Jahr wurde bekannt, dass Afroamerikaner besonders gut auf das Diabetes-Medikament Tradjenta ansprechen. Gemäss dem



In klinischen Tests wird heute darauf geachtet, Menschen anderer Hautfarbe einzubeziehen.

Fachjournal *Nature Genetics* konnten schon 2004 mindestens 29 Medikamente eruiert werden, die bei bestimmten Bevölkerungsgruppen unterschiedlich wirken – aufgrund genetischer Differenzen.

Die Pharmaforschung hat die Bedeutung solcher Unterschiede schon seit einigen Jahren erkannt. 2005 kam in den USA mit Bidil erstmals ein rassenspezifisches Medikament auf den Markt. Dieses Herzmittel war nur für afroamerikanische Männer zugelassen. Die Herstellerfirma hatte Tests durchgeführt, in denen Bidil das Sterberisiko von männlichen Schwarzen deutlich gesenkt hatte. Bei anderen Bevölkerungsgruppen war hingegen keine Wirkung nachweisbar. Allerdings waren diese Resultate umstritten. Die wissenschaftliche Qualität der Tests, die eine Wirkung von Bidil bei Schwarzen zeigte, sei zweifelhaft gewesen, sagt Gert Printzen von der FMH. Jedenfalls erwies sich dieses Medikament als Verkaufsflop.

Bidil befeuerte in den USA aber die seit langem schwelende Diskussion, ob Rassenmedizin sinnvoll oder ethisch verwerflich sei. Pikanterweise hatte die Vereinigung afroamerikanischer Herzspezialisten die Zulassung von Bidil nur für Schwarze begrüsst. Als erbitterter Gegner rassenspezifischer Zulassungen

zeigte sich hingegen der Biochemiker Craig Venter, einer der Pioniere bei der Aufschlüsselung des menschlichen Genoms. Weil Medikamente auch zwischen Angehörigen der gleichen Ethnie unterschiedlich wirken könnten, habe «eine rassenspezifische Medizin keine wissenschaftliche Grundlage», meinte Venter 2008 gegenüber dem *New Scientist*.

Unter Rassismusverdacht

Andere Gegner der Rassenmedizin argumentierten, diese führe zu Ausgrenzung und Stigmatisierung ethnischer Minderheiten, ja verletze sogar die Antidiskriminierungsgesetze der USA. Sally Satel, Psychiaterin aus New York und Autorin des Buchs «Wie politische Korrektheit die Medizin korrumpiert», geriet mit ihrer Forderung nach «rassenspezifischer Medizin» denn auch prompt unter Rassismusverdacht.

Inzwischen sind viele Genetiker aufgrund neuer Erkenntnisse bei der Entschlüsselung des menschlichen Genoms zur Einsicht gekommen, dass die Unterteilung der Menschheit in Rassen doch Sinn macht. «Dass Rassen keine biologische Grundlage haben, stimmt wohl nicht mehr», sagte etwa der US-amerikanische Genetiker Francis Collins von den Nationalen Gesundheitsinstituten der USA. Den

Vorwurf des Rassismus weisen solche Wissenschaftler zurück. «Auch wenn wir Menschen unterschiedlich behandeln, haben sie schliesslich immer noch die gleichen Rechte», meinte Collins Fachkollege Jerome Rotter. Es sei ethisch vielmehr verwerflich, Rassenunterschiede zu verneinen, sagen Befürworter ethnienpezifischer Medizin. Denn damit werde den Menschen die bestmögliche medizinische Versorgung vorenthalten. Wenn man genetische Unterschiede unter den Tisch fallenlasse, «erweisen wir Minoritäten letztlich einen Bärendienst», sagte der amerikanische Genetiker Neil Risch.

Medikamente wie Bidil, die nur für bestimmte ethnische Gruppen zugelassen sind, bleiben bis heute zwar eine Ausnahme. In klinischen Tests wird heute aber darauf geachtet, Wirkstoffe nicht nur wie früher fast ausschliesslich bei Weissen zu testen, sondern auch Menschen anderer Hautfarbe einzubeziehen. «Ethnische Faktoren werden in allen Studien geprüft», bestätigt die Schweizer Heilmittelbehörde Swissmedic auf Anfrage. Die Behörden Chinas und Japans verlangen für die Zulassung von Medikamenten sogar spezielle Tests für ihren Bevölkerungstyp. Rassenmedizin ist somit Realität geworden – zumindest bei der Entwicklung neuer Heilmittel. ○

Zur Nachahmung nicht empfohlen

Das Fürstentum Liechtenstein wird als Musterknabe in Sachen Weissgeldpolitik gefeiert. Doch seit fünf Jahren kommt Liechtenstein wirtschaftlich nicht vom Fleck. Auf dem Finanzplatz ist die Misere gross. Eine tragfähige Strategie wird noch verhandelt. *Von Florian Schwab*



Taugt Liechtenstein als Modell für die Schweiz? Schloss Vaduz.

Das Fürstentum Liechtenstein braucht Geld. Ab 2016 will man neu das Einkommen von Schweizer Grenzgängern direkt an ihrem Arbeitsplatz im Ländle besteuern und damit jährliche Einnahmen von 22 Millionen Franken erzielen.

In alten Zeiten hätte keine Liechtensteiner Regierung für diesen läppischen Betrag diplomatische Verstimmungen mit ihrem grossen Nachbarn in Kauf genommen – und das Missfallen in Bern ist gross, seit die St. Galler Ständerätin Karin Keller-Sutter (FDP) das Thema ins Parlament gebracht hat.

Manch einer stellte fast böse die Frage, ob der ehemalige Steuerfluchthafen Vaduz derart verarmt sei, dass er jetzt sogar den Grenzgängern ans Portemonnaie wolle. Immerhin schloss die liechtensteinische Jahresrechnung in alten Zeiten verlässlich in den schwarzen Zahlen. Doch seit 2010 gibt der

Staat Liechtenstein jährlich Millionenbeträge aus, die nicht durch Einnahmen gedeckt sind: Im Jahr 2010 waren es 30 Millionen, im Jahr 2011 bereits 123 Millionen und im Jahr 2012 dann nochmals 120 Millionen Franken.

Bedingungslose Weissgeldpolitik

Von Armut kann dennoch keine Rede sein – die Wohlstandsreserven aus den vergangenen Jahrzehnten betragen allein bei der öffentlichen Hand mehr als eine Milliarde Franken.

Viel interessanter ist die Frage: Wie ist es unserem Nachbarn und seinem Bankenplatz ergangen, seit er im Jahr 2009 eine bedingungslose Weissgeldpolitik ankündigt hatte? Taugt Liechtenstein gar als Modell für die Schweiz, wie es laut Bankierskreisen Teilen der Arbeitsgruppe Brunetti vorschwebt, die im Auftrag des Bundesrats eine Schweizer Finanzplatzstrategie entwickeln soll? Neu

wäre das nicht: FDP-Präsident Philipp Müller bezog sich bei seiner Weissgeldstrategie im Jahr 2010 immer wieder auf den kleinen Nachbarn oder, genauer, auf dessen Abkommen mit Grossbritannien. Auch zwei Jahre später kommentierten verschiedene Medien, darunter die *Südosstschweiz am Sonntag*, es werde der Schweiz «nichts anderes übrigbleiben, als das Ländle für einmal als Vorbild zu nehmen».

Diesem angeblichen Vorbild geht es aber sehr schlecht. Besonders der Finanzplatz ist arg gebeutelt. Seit 2010 hat fast jeder zehnte Bankangestellte sein Pult geräumt. Zum Vergleich: In der Schweiz war es weniger als jeder hundertste. Bei den verwalteten Vermögen zeigt sich ein ähnliches Bild. In den Kundendepots der Banken im Raum Vaduz lagerten Ende 2011 um 31 Prozent weniger Vermögen als vier Jahre zuvor, auch wenn in letzter Zeit offenbar Neugeldzuflüsse beobachtet werden. In der Schweiz betrug das Minus nur 18 Prozent.

Die Finanzplatz-Schrumpfkur in Liechtenstein zieht nicht nur das Staatsbudget in Mitleidenschaft, sondern auch den Immobilienmarkt. Insbesondere die Gewerbeimmobilien seien «unter Druck» und «scheinen an Wert zu verlieren», schreibt die Liechtensteiner Finanzmarktaufsicht in ihrem diesjährigen Bericht. Der Leerbestand sei «hoch und steigt». Besorgte Stimmen warnen vor einer Immobilienkrise, sollten die Preise weiter fallen.

Die Probleme des Finanzplatzes schlagen auf die gesamte Volkswirtschaft durch: Diese wird im Jahr 2013 Güter und Dienstleistungen im Wert von weniger als 5,5 Milliarden Franken produzieren und damit ihr Vorkrisenniveau von 2007 wieder nicht erreichen. Das Schweizer Bruttoinlandprodukt (BIP) hingegen hat seine Verluste aus der Finanzkrise bereits 2010 mehr als wettgemacht.

Mit einer raschen Besserung rechnet im Fürstentum niemand. Der Liechtensteiner Bankier und Finanzunternehmer Fritz Kaiser, der massgeblich an der «Liechtenstein-Erklärung» von 2009 mitgearbeitet hat, geht davon aus, dass der Liechtensteiner Bankenplatz sich insgesamt weiter konsolidieren und verkleinern werde. Laut Prinz Michael von und zu Liechtenstein, Präsident des Industrie- und Finanzkontors, wird sich Vaduz auch in Zukunft dem «Gesundschumpfen des weltweiten Finanzsystems» nicht entziehen können.

Entsprechend vorsichtig äussern sich die schicksalsgeprüften Liechtensteiner zur Vorbildfunktion ihres Landes für die Schweiz.

Inwieweit sich die politischen Konzessionen gelohnt hätten, sei «heute noch nicht feststellbar», sagt Prinz Michael. Zur Nachahmung empfiehlt er den Liechtensteiner Weg nicht ohne weiteres. Man müsse «beachten, dass die beiden Finanzplätze unterschiedlich sind und daher auch unterschiedliche Ausgangslagen aufweisen». Dem pflichtet Hans-Peter Portmann bei, Präsidiiumsmitglied des Zürcher Bankenverbands und FDP-Kantonsrat. Zum einen sei die Erwartungshaltung der anderen Länder gegenüber der Schweiz vielfach strikter, zum anderen sei der Finanzplatz in der Schweiz viel breiter aufgestellt.

Im Gegensatz zur Schweiz habe Liechtenstein, so sagen viele, gar keine andere Wahl gehabt, als sich zu einer bedingungslosen Weissgeldpolitik zu bekennen. Nun gehe es darum, das Beste daraus zu machen. Fritz Kaiser zitiert ein chinesisches Sprichwort: «Wenn der Wind der Veränderung weht, bauen die einen Mauern und die anderen Windmühlen». Prinz Michael von und zu Liechtenstein äussert sich ähnlich: Eine Anpassung an das neue internationale Umfeld sei «unumgänglich» gewesen.

Über dem Land des Fürsten zogen dunkle Wolken auf, als zu Sankt Valentin im Jahr 2008 der ehemalige Chef der Deutschen Post, Klaus Zumwinkel, der Medienöffentlichkeit als Steuerhinterzieher made in Liechtenstein vorgeführt wurde.

Nur ein Jahr später, nach entsprechendem Druck aus Deutschland und seitens der OECD (schwarze Liste), gibt das Fürstentum die Kapitulation vor den internationalen Steuerjägern bekannt: In der «Liechtenstein-Erklärung» kündigt die Regierung in Vaduz an, sich «zur Umsetzung der durch die OECD entwickelten globalen Standards der Transparenz und des Informationsaustausches in Steuerfragen» zu verpflichten.

Seither hat das Land 37 Doppelbesteuerungs- und Informationsabkommen unterzeichnet, darunter mit den USA (in Kraft seit 2009), mit wichtigen Ländern auf dem euro-

«Wenn der Wind der Veränderung weht, bauen die einen Mauern und die anderen Windmühlen.»

päischen Kontinent (Frankreich seit 2010 sowie Deutschland und Grossbritannien seit 2010 respektive 2013), aber auch mit eher exotisch anmutenden Vertragspartnern wie Uruguay und dem Antillenstaat Antigua und Barbuda.

Beobachter beidseits des Rheins sind sich einig, dass das Abkommen mit Grossbritannien ein Coup war: Liechtenstein brachte sich für fünf Jahre als Bankenplatz in Stellung, wo britische Steuerpflichtige vergleichsweise günstig ihr Schwarzgeld legalisieren konnten.


Bankier Kaiser bestätigt: «Unsere Firma hat viele englische Kunden dazugewonnen.» Doch das Abkommen läuft nächstes Jahr aus – ob die britischen Gelder bleiben, ist ungewiss.

Einfache Antworten gibt es nicht

Die wichtigste Frage lautet jetzt, wie die Liechtensteiner Banken trotz Weissgeldpolitik neue Kunden anziehen können. Über eine solche Finanzplatzstrategie beraten seit kurzem der Bankenverband und der Verein unabhängiger Vermögensverwalter. Einfache Antworten gibt es nicht, und bisher gehen die Umsetzungsversuche weit auseinander, wie Marktkenner in Vaduz und Zürich berichten: Viele Liechtensteiner Finanzinstitute hätten sich tatsächlich vom Saulus zum Paulus gewandelt und lehnten alle un versteuerten Gelder ab.

Doch es gibt auch eine Gruppe, die es pragmatisch sieht: «Wir halten uns genau an die OECD-Minimalstandards», räumt ein Vermögensverwalter hinter vorgehaltener Hand ein. Eine darüber hinausgehende, sehr offene Informationspolitik müsse man nur gegenüber den mächtigen Ländern USA und Deutschland pflegen.

Anders als die Finanzmarktaufsicht in der Schweiz lässt ihr Liechtensteiner Gegenpart offenbar die Zügel locker bei der Annahme neuer Kundengelder. Das Postkartenidyll der offiziellen Verlautbarungen trägt. ○



«Ich bin Vaudoise.
Ich bin gelassen. Für meine Familie ist
gesorgt und meine Steuern sind optimiert.»

Werden auch Sie Vaudoise.
RythmoCapital bietet die Gewähr einer vollständigen Vorsorge,
die auf Ihre Finanzen und Ihren Lebensstil zugeschnitten ist
und dabei noch Steuervorteile garantiert. Wenden Sie sich an
einen Berater in Ihrer Nähe: vaudoise.ch

Da, wo Sie sind.

 **vaudoise**



Armee

Der Gripen ist startklar

Als bündnisfreier Staat muss die Schweiz mit eigenen Mitteln ihre Sicherheit schützen. Dafür braucht es zwingend eine ausreichende Zahl moderner Kampfflugzeuge. Der Gripen ist dafür bestens geeignet. *Von Res Schmid*

Kenneth Angst hat in seinen Ausführungen über den Gripen in der *Weltwoche* Nr. 41/13 den Boden der Realität verlassen. Dieser Boden heisst Bundesverfassung und Erklärung zur «bewaffneten Neutralität», die uns völkerrechtliche Pflichten auferlegt.

Unsere Verfassung hält klar fest, dass die Armee zur Verteidigung und zur Hilfe für die zivilen Behörden und zur Hilfe für die Zivilbevölkerung bestimmt ist. Zu einer glaubwürdigen und handlungsfähigen Armee gehört auch eine Luftwaffe.

Es ist nicht zu leugnen, dass wir Ziel eines Angriffes von aussen und innen sein können. Sensible Bereiche sind unter anderem die gutausgebauten Verkehrsverbindungen über die Alpen, das Trinkwasser, Wasserkraftwerke oder unsere hochentwickelte Industrie. Wie und wann ein solcher Angriff erfolgen könnte, wissen wir nicht. Ihn aber von vornherein auszuschliessen, wäre kurzfristig und verantwortungslos.

Terroranschläge, wie sie in New York aus dem Luftraum erfolgten, sind nur ein Beispiel, das zeigt, warum die Schweiz einen Luftschirm braucht. Dafür brauchen wir zeitgemässe Kampfflugzeuge, die dem heutigen technischen Standard entsprechen. Es ist schon seltsam, wie manche Kritiker der Armee absprechen wollen, was in jedem anderen sicherheitsrelevanten Bereich völlig unumstritten ist. Oder welche Gemeinde würde auf den Ersatz ihres alten Löschfahrzeuges mit der zu kurzen Leiter und den zu kurzen Schläuchen verzichten, obwohl viele neue, weit höhere Häuser gebaut wurden, die diese Anpassung erfordern? Würde hier ein Kenneth Angst mit der gleichen Inbrunst von «Symbolpolitik» reden?

Als bündnisfreier Staat hat die Schweiz mit eigenen Mitteln dafür zu sorgen, dass die Sicherheit des Territoriums und seiner Bewohner gewährleistet ist. Der Luftraum gehört zwingend dazu, nicht zuletzt wegen des Neutralitätsschutzes, der aktueller denn je ist. Die Wahrung der Lufthoheit ist Sache einer eigenen Luftwaffe und durch «Überwachen, Kontrollieren und Schützen» sicherzustellen. Dafür braucht es eine ausreichende Zahl moderner Kampfflugzeuge. Mit Luft-Boden-Lenk Waffen alleine ist das nicht machbar. Es braucht beides.

Zudem dauert eine Kampfflugzeugbeschaffung bis zu zehn Jahren und kann nicht erst im Notfall bewerkstelligt werden. Die letzten zwanzig Jahre nach dem Kalten Krieg haben leider gezeigt, dass Konflikte weiterhin mit kriegerischen Mitteln ausgetragen werden. Es gibt genügend Beispiele dafür, seien es die Balkankriege oder die Kriege im Mittelmeerraum. Dazu kommen terroristische Bedrohungen und gesellschaftliche Umstürze wie jüngst im arabischen Raum. Besondere Situationen erfordern besondere Massnahmen. Ohne



Zeitgemässe Flugwaffe: Gripen.

Luftwaffe würde sich die Schweiz vorsätzlich in ihrer Sicherheitspolitik amputieren.

Von 2007 bis 2010 leitete ich als Armasuisse-Cheftestpilot die fliegerische Evaluation der drei Kandidaten. Ungeachtet des späteren Typenentscheides, bestätigten alle Teilnehmer, dass sie bei bisherigen Evaluationen kein derart breites und gleichzeitig detailliertes Verfahren zu durchlaufen hatten wie in der Schweiz. Das ganze Prozedere wurde von allen Kandidatenländern als absolut fair und korrekt beurteilt.

Die Verhandlungen für die Vertragsvorbereitungen waren hart, aber fair. Die Schweiz wird

mit dem schwedischen Gripen viel Leistung von hoher Qualität erhalten. Beide Länder bekennen sich zu einer bis anhin noch nie eingegangenen strategischen Kooperation. Die auszuhandelnden Kompensationsgeschäfte wie auch die kommenden gemeinsamen Betriebsjahreskosten sollen für beide Länder effizient und von grosser wirtschaftlicher Nachhaltigkeit sein.

Deutliche Abfuhr

Der Gripen E wird in Zukunft die Schweizer Luftwaffe bestens ergänzen. Er erfüllt die Anforderungen, um den Luftpolizeidienst und die Luftverteidigung unter allen Wetterbedingungen sicherzustellen. Zudem werden die heutigen Lücken wie Aufklärung und Erdkampf zugunsten der Armee geschlossen und die Durchhaltefähigkeit auf ein genügendes Mass erhöht.

Diese wichtigen Pluspunkte haben nun auch National- und Ständerat nach eingehenden Debatten erkannt und mit klaren Mehrheiten der Ergänzung der 33 F/A-18 durch 22 Gripen E zugestimmt. Kommt das Referendum zustande, wird das Volk, davon bin ich überzeugt, der Beschaffung zustimmen.

In seinen Ausführungen verwendet Herr Angst anstelle von Sachargumenten abschätzig Etiketten wie «nationalkonservativ», «vaterländisch», «rechtsbürgerlich», «Glaubensbekenntnis», «Phrasen», «Zwangsmiliz». Damit offenbart der Autor weniger seinen Sachverstand als seine politische Positionierung. Dahinter mag auch eine Portion Kränkung stecken, dass sich das Parlament vom medialen Sperrfeuer nicht beeindruckt liess – wie auch die Schweizer Bevölkerung der Abschaffung der Miliz eine deutliche Abfuhr erteilte.

Kenneth Angst erhofft und erwartet ein Gripen-Grounding. Natürlich wird über die Kosten und die Notwendigkeit des Gripen diskutiert. Das war bei jeder Flugzeugbeschaffung so und macht die Schweizer Demokratie aus. Am Ende wird die Bevölkerung aber über die Frage abstimmen, wie glaubwürdig und handlungsfähig unsere Sicherheitspolitik sein soll. Und dazu gehört eine zeitgemässe Flugwaffe.

Res Schmid ist ausgebildeter Militärpilot. Er flog Hunter, Mirage, Tiger, F/A-18 und war Mitglied der Patrouille Suisse. 2004 wurde er Cheftestpilot der Schweizer Armee. Seit 2010 ist Schmid für die SVP Regierungsrat im Kanton Nidwalden.

Ihre Portfolio-Qualität systematisch im Auge behalten. UBS Advice.



Jetzt anlegen zum Pauschalpreis
inklusive Depotgebühren,
Transaktionskosten und Kreditkarte

Anlagen sind unser Handwerk seit 1862.

Mit UBS Advice bieten wir Kunden, die Anlageentscheidungen selbst treffen wollen, eine individuelle Beratung zum Pauschalpreis. Zudem garantieren wir Ihnen eine wöchentliche Portfolioüberwachung nach fünf spezifischen Qualitätskriterien und einen jährlichen UBS Portfolio Health Check. Erfahren Sie mehr unter Telefon 0800 868 402 oder www.ubs.com/ubs-advice



Wir werden nicht ruhen



Kim Jong-un droht eine PUK.



iPad-
Ausgabe im
App-Store
erhältlich.

Die tägliche Nachrichtenflut kann einen ziemlich durcheinander bringen.
Unsere Zeitung sorgt für den Überblick: «Schweiz am Sonntag».

«Es gibt Situationen im Leben, die keiner will.
Und es gibt eine Karte, die dann jedem nützt.»

Beobachter Rechtsschutz mit
maximalem Schutz bis Fr. 300 000.–



**Aus Erfahrung wissen wir,
was alles passieren kann.**

Auf vielfachen Kundenwunsch hat Beobachter jetzt eine kombinierte Privat- und Verkehrsrechtsschutzversicherung entwickelt:

- **Erweiterte Versicherung:** In den konventionellen Rechtsbereichen sind Sie bis Fr. 300 000.– versichert
- **Basis-Versicherung:** In allen Rechtsbereichen sind Sie bis Fr. 5 000.– versichert

Beobachter empfiehlt Ihnen: Versichern Sie sich, bevor der Ernstfall eintritt.

Einmalig
im Preis,
einzigartig in
den Leistungen.



Ja, ich interessiere mich
für Beobachter Rechtsschutz
für nur Fr. 260.–* im Jahr!

3 Jahre
Prämien-
garantie!

Weitere Informationen
und Anmeldung unter

www.beobachter.ch/rechtsschutz
oder telefonisch: 062 836 00 15

*Nur in Kombination mit dem
Beobachter-Jahresabonnement (Fr. 98.80) erhältlich

Beobachter

Vorher Guantánamo, jetzt Sozialhilfe

Abgeschirmt von der Öffentlichkeit, leben zwei Uiguren aus dem Lager Guantánamo seit 2010 in der Schweiz. Die *Weltwoche* hat einen von ihnen in Delsberg aufgespürt. Erstmals spricht er über seine Vergangenheit im Afghanistan-Krieg und sein neues Leben im Jura. *Von Lucien Scherrer*



Entwurzelt und aus der Bahn geworfen: die Brüder Arkin (l.) und Bahtiyar Mahmut.

«Wissen Sie, wo die beiden Uiguren sind? Die Brüder Mahmut?» Wer in Delsberg nach den zwei ehemaligen Guantánamo-Häftlingen fragt, die seit drei Jahren im Städtchen leben, erntet oft ratlose Blicke. «Mammut?», erwidert eine Verkäuferin, «wir verkaufen keine Sportbekleidung, Monsieur.» Andere Bewohner der jurassischen Hauptstadt wissen dagegen, wer gemeint ist: «Ach so, der Lange und der Dickel!», rufen sie aus oder: «Aha, die Twins! Die erinnern mich immer an diesen Film mit Arnold Schwarzenegger und Danny DeVito.»

Was die beiden treiben und wie es ihnen geht, weiss niemand genau. «Man hört kaum etwas von ihnen», sagt Didier Spies, SVP-Kantonsrat aus dem Delsberger Vorort Courroux, «sie beteiligen sich nicht am öffentlichen Leben, und von den Behörden werden sie abgeschirmt.» Spies' Partei wollte 2011 von der jurassischen Regierung wissen, wie es um die Integration der beiden stehe. Die Antwort lautete kurz, dass alles in Ordnung sei. Dass den Brüdern niemand zu nahe kommt – insbesondere Journalisten –, dafür sorgt die Association jurassienne d'accueil des migrants (Ajam). Die Flüchtlingsorganisation «begleitet» die Mahmuts im Auftrag der Kantonsregierung und schützt sie vor neugierigen Besuchern. Interviews mit den Brüdern gewährt die Ajam keine, um deren «Integrationsprozess» nicht zu gefährden, und das Thema «Guantánamo» ist sowieso tabu. Die Uiguren, so scheint es, sind wie eine rare, scheue Spezies, die noch niemand erforschen konnte. So fragte die Neuenburger Zeitung *L'Impartial* kürzlich fast verzweifelt: «Où sont les ex de Guantanamo?»

Ein Zückerchen für Obama

Die Geheimniskrämerei passt zu den nebulösen Umständen, unter denen die chinesischen Staatsangehörigen Arkin (49) und Bahtiyar (38) Mahmut im Frühjahr 2010 in die Schweiz kamen. Offiziell ging es dem Bundesrat und dem Kanton Jura um die humanitäre Tradition der Schweiz, inoffiziell ging es vermutlich um eine nette Geste gegenüber den USA. Deren Präsident Barack Obama wollte die Guantánamo-Uiguren, denen keine terroristischen Aktivitäten nachgewiesen werden konnten, möglichst schnell loswerden. Nur wollte sie ausser Albanien und Palau niemand haben. Also anerkennen sich die Schweiz als Aufnahmeland. Dass dies just zu einem Zeitpunkt geschah, als die USA der UBS mit Klagen drohte, war «sicher kein Zufall», wie es die *NZZ* damals ausdrückte.

Offiziell verpflichteten sich die Amerikaner, die Kosten für die «Überführung» der Gefangenen in die Schweiz zu übernehmen. Wie viel sie der Schweiz für die kleine Gefälligkeit bezahlt haben, ist bis heute ein Staatsgeheimnis. Sicher ist: Anfängliche Befürchtungen bürgerlicher Politiker, dass die Brüder eine potenzielle Gefahr darstellten und die wirtschaftlichen Beziehungen zu China gefährdeten, haben sich

bisher als unberechtigt erwiesen. Peking drohte zwar erst mit Sanktionen. Denn die Uiguren sind eine muslimische Minderheit, die lieber in einem unabhängigen Staat, Ostturkestan, als unter der Fuchtel der Kommunisten leben möchten. Die Chinesen beschuldigen sie, mit al-Qaida im Bunde zu stehen. Tatsächlich haben einzelne Uiguren 2001 im Afghanistankrieg auf Seiten der Taliban gekämpft. Auch die Brüder Mahmut waren damals im Kriegsgebiet, aus bis heute ungeklärten Gründen (wir kommen darauf zurück). Doch China liess seinen Drohungen gegen die Schweiz keine Taten folgen. Und die öffentliche Sicherheit haben die Brüder bis dato nicht bedroht. Es liege «keine Meldung über besondere Vorkommnisse vor», schreibt das Bundesamt für Justiz auf Anfrage. So war's auch abgemacht: Als die Brüder am 23. März 2010 in die Schweiz kamen, verpflichteten sie sich, die hiesigen Gesetze zu achten, die einheimische Sprache zu lernen und, «wenn möglich», auf eigenen Beinen zu stehen. Doch wie leben die Mahmuts im Jura? Und wie gehen sie mit ihrer Vergangenheit um?

An die Uiguren heranzukommen, ist nicht einfach. Ihre Adressen und Telefonnummern sind geheim. Bekannt ist aber, dass Bahtiyar, «der Lange», vor drei Jahren nach Courroux gezogen ist, weil sich die Brüder in ihrer gemeinsamen Wohnung auf die Nerven gingen. Weiter sickerte durch, Arkin leide wegen seiner Erlebnisse im Gefängnis – dazu gehören fünf Jahre Einzelhaft – unter psychischen Pro-

«Es war ein unglaubliches Durcheinander, überall gab es Explosionen».

blemen. Zudem hat er, im Gegensatz zu Bahtiyar, Frau und Kinder in China, was ihn zusätzlich belastet. Auf der Strasse, so erfahren wir, lasse er sich kaum blicken. So halten wir uns an «den Langen», der in Courroux regelmässig gesichtet wird. «Er wohnt irgendwo da unten», sagt eine Kioskfrau. «Da unten» ist ein trostloses Quartier. Beim hintersten der grauen Wohnblöcke aus den siebziger Jahren haben wir Glück: «Ja, der wohnt hier», bestätigt uns ein Nachbar, «ein netter Kerl, ruhig und anständig.» Abends gehe er oft spazieren.

Tatsächlich: Ein hochgewachsener, schlanker Mann im grauen Tweedmantel verlässt kurz nach der Dämmerung das Haus. «Herr Mahmut?» Ja, der sei er, sagt der Mann und lächelt verunsichert. Er hat braune Augen und ein schmales, freundliches Gesicht mit einem leicht angegrauten Dreitagebart. Falten um den Mund lassen ihn älter erscheinen als 38. Die Vorstellung, dass dieser freundliche Herr einst in den afghanischen Bergen mit einer Kalaschnikow hantiert hat, umgeben von bärtigen Extremisten, scheint geradezu absurd. Und doch ist gerade diese Episode seines Lebens verbürgt.

«Ich habe gerade gegessen», sagt der Uigure nach einer verlegenen Pause, «Lamm mit Reis, wie in meiner Heimat.» Jetzt brauche er Bewegung und frische Luft. Ob man ihn begleiten wolle? Der Weg führt der Hauptstrasse entlang, vorbei an weidenden Pferden, dunklen Häusern und grell erleuchteten Drive-ins. Bahtiyar summt leise vor sich hin, steckt sich eine Winston an. Wie gefällt es ihm im Jura? «Es ist schön hier, aber das Leben ist nicht einfach», antwortet er, «ich bin viel allein, sitze herum und rauche.» Ab und zu besuche ihn sein Bruder, ansonsten habe er keine Freunde, und vor allem habe er Mühe, eine Frau zu finden. «Sprachprobleme», fügt er etwas entschuldigend hinzu, «pas facile.» Warum sucht er sich nicht eine Frau in der uigurischen Exilgemeinde, die regelmässig Feste feiert? «Oh, da gibt es nur über Vierzigjährige», sagt er lachend, und während er mit seinen Händen eine üppige Figur in die Luft zeichnet, meinte er: «Und sie sehen alle so aus.»

Das Inferno von Tora Bora überlebt

Inzwischen sind wir auf dem Bahnhofplatz von Delsberg angelangt, wo sich Bahtiyar in der Brasserie «La Suisse» jeweils einen Tee gönnt. Alkohol trinkt er als gläubiger Muslim keinen. Passanten schlendern vorbei, einige grüssen den Uiguren mit einem Nicken oder einem «salut». So einsam, wie er behauptet, scheint er auch wieder nicht zu sein. «Viele Leute wissen, wer ich bin», sagt Bahtiyar lächelnd, «aber ich weiss nicht, wer sie sind. Oft trauen sie sich gar nicht, mit mir zu sprechen. Wahrscheinlich haben sie Angst, weil ich in Guantánamo war.» – «Finden Sie das nicht verständlich? Niemand weiss, was Sie in Afghanistan getan haben.» Wieder ein Lächeln: «Ich habe niemandem etwas zuleide getan.»

Das Kapitel «Wie die Brüder Mahmut nach Guantánamo kamen» ist ebenso abenteuerlich wie verworren. Rekonstruieren lässt es sich dank Vernehmungsprotokollen, die 2005 in Guantánamo erstellt worden waren und 2010 von der Enthüllungsplattform Wikileaks veröffentlicht wurden. Allerdings basieren die Dokumente hauptsächlich auf Aussagen der Brüder selbst; daneben finden sich Mutmassungen der Vernehmungsbeamten.

Die Geschichte, die sie ihren Befragern im Lager aufzählten, geht so: Im Mai des Jahres 2000 verlässt Bahtiyar seine Heimat, weil er als Anhänger der ostturkestanischen Unabhängigkeitsbewegung genug von den chinesischen Unterdrückern hat. In Kasachstan will er einen Kleiderhandel aufziehen, doch der Erfolg bleibt aus. Also geht er nach Pakistan, wo er ebenfalls scheitert und verarmt. Da erzählt ihm eines Tages ein Uigure – ein islamistischer Kämpfer, was Bahtiyar aber angeblich nicht weiss –, dass es in Afghanistan ein Lager gebe, mit freier Kost und Logis. So kommt er in ein Trainingslager, nahe der berühmten Tali-

ban-Festung Tora Bora, das von uigurischen Islamisten geleitet wird. Bahtiyar erhält nach eigenen Angaben eine «rudimentäre» Ausbildung an der Kalaschnikow, die jedoch abrupt beendet wird, als die US-Streitkräfte im November 2001 Tora Bora bombardieren. «Es war ein unglaubliches Durcheinander, überall gab es Explosionen», erzählt Bahtiyar nach einem Schluck Tee, «ich habe Verletzte gesehen, denen die Arme abgerissen worden waren, und einmal wurde ein Mann vor meinen Augen von einer Bombe getötet. Ich habe versucht, nicht hinzusehen.»

Zusammen mit anderen Uiguren flieht der Kleiderhändler nach Pakistan, wo er verhaftet und an die Amerikaner ausgeliefert wird. Im Juni 2002 schafft man den Uiguren nach Guantánamo, wo er die nächsten Jahre als Häftling Nummer 277 verbringt. In Guantánamo sieht er auch seinen Bruder Arkin wieder. Dieser hatte sich 2001 nämlich ebenfalls nach Afghanistan durchgeschlagen. Dies, so erzählt er im Verhör auf Guantánamo, weil er sich Sorgen um seinen Bruder gemacht habe. Auch er wurde von einem Uiguren – einem islamistischen Unabhängigkeitskämpfer, was Arkin aber angeblich nicht weiss – nach Afghanistan gelotst. Allerdings schafft er es nicht bis nach Tora Bora, sondern nur bis Kabul. Als die Stadt bombardiert wird, flieht er in Richtung Pakistan und wird ebenfalls verhaftet.



«Pas facile»: Guantánamo.

Hat es die Mahmuts wirklich nur durch dumme Zufälle nach Afghanistan verschlagen? Oder gingen sie vielmehr mit der festen Absicht dorthin, sich für den bewaffneten Kampf in ihrer Heimat ausbilden zu lassen? Wollten sie gar den Taliban helfen? Auf solche Fragen erwidert

Bahtiyar nur: «Ich habe meine Heimat verlassen, weil ich in Freiheit und in Frieden leben wollte.» In Guantánamo versichern die beiden Brüder immer wieder, dass sie weder mit den Taliban noch mit Bin Laden etwas am Hut hätten. «Ich hasse ihn», sagt Arkin im Verhör, «er ist schuld, dass ich hier bin.» Das Einzige, was sie interessiere, sei ein unabhängiges Ostturkestan, und gegen die USA hätten sie nichts.

Die Amerikaner sind von der Mahmut-Story nicht überzeugt, wie die Guantánamo-Protokolle zeigen. So schätzen sie Bahtiyars Darstellung als «widersprüchlich» ein. Seine Behauptung etwa, er sei nur «rudimentär» an der Kalaschnikow ausgebildet worden, erscheint ihnen unglaubwürdig. Auch im Fall von Arkin äussern sie Zweifel, ob dessen «wahre Aktivitäten» wirklich enthüllt worden seien. Beweise für terroristische Verstrickungen finden sie jedoch keine. Das nützt den Brüdern allerdings nichts: Die Amerikaner halten sie mehr als sieben Jahre fest, ohne Anklage und ohne Gerichtsverfahren. Erst als der US Supreme Court im Oktober 2008 feststellt, dass ihre Inhaftierung illegal sei, zeichnet sich ein Ende des Albtraums ab. Doch bis die Mahmuts Guantánamo verlassen dürfen, verstreichen nochmals eineinhalb Jahre. Denn niemand will sie aufnehmen.

«Warum haben sie das getan?», fragt Bahtiyar, «ich hatte nie ein schlechtes Bild von den

BERUFS
MESSE
ZÜRICH

Folgen Sie uns

Praxisnahe Informationen zu Weiterbildung und Karriere

Weiterbildung ist im Trend, und das nicht erst seit gestern. An der Berufsmesse Zürich erhalten Sie am 22. und 23. November 2013 zahlreiche Angebote rund um das Thema berufliche Weiterbildung, Karriere und Umschulung. Verschaffen Sie sich an der Berufsmesse Zürich einen Überblick über die Vielfalt der angebotenen Weiterbildungen. Besuchen Sie auch die Kurzreferate zu Laufbahn, Bewerbung und Jobsuche.
www.berufsmessezuerich.ch

Berufsmesse Zürich: 19. bis 23. November 2013 | Treffpunkt Weiterbildung: 22. und 23. November 2013
 Messe Zürich | Eintritt kostenlos

Hauptsponsorin

Unterstützt durch

Veranstalter

Amerikanern, aber heute...» Er macht eine abwehrende Handbewegung. Was war das Schlimmste in Guantánamo? «Allein zu sein», sagt der Uigure nach einem Zug an der Winston, «nicht zu wissen, wie es den Eltern und Geschwistern zu Hause geht.»

Ein freundlicher Häftling

Zwei Jahre verbrachte er in Einzelhaft, in einer vier Quadratmeter grossen Zelle. Seinen Eltern durfte er erst nach fünf Jahren schreiben. «Später kam ich in ein besseres Lager, da war ich mit einer Gruppe von zehn Häftlingen zusammen. Wir konnten reden und Fussball spielen.» Ansonsten vertriebt er sich die Zeit, indem er Arabisch und Englisch lernte und lange Spaziergänge auf dem Gefängnishof unternimmt: «Je zwei Stunden nach den Mahlzeiten, so habe ich mich fit gehalten.» Wurde er anständig behandelt? «Manchmal haben die Wärter laute Musik abgespielt und Gefangene geschlagen», sagt er, «mit mir haben sie das zum Glück nie gemacht.»

Der junge Uigure galt als umgänglicher Gefangener. Seine Vernehmungsbeamten beschrieben ihn als «aufmerksam» und «freundlich». Sein Bruder war weniger pflegeleicht. Er legte sich mit den Wärtern an, wobei er laut Guantánamo-Protokollen handgreiflich wurde und schwarze Aufseher mit rassistischen Beschimpfungen eindeckte. Seine Ausbrüche

erklärte er so: «Wenn du unschuldig im Gefängnis sitzt, denkst du an deine Familie, das macht dich mal wütend, mal traurig.»

Entwurzelt und aus der Bahn geworfen wurden beide Brüder. Zurück in ihre Heimat können sie nicht mehr, denn dort droht ihnen Gefängnis oder sogar die Todesstrafe. Und im schweizerischen Jura haben sie es bisher nicht geschafft, ein selbständiges Leben aufzubauen. Auch Bahtiyar nicht, der seit Guantánamo

In der Heimat droht ihnen Gefängnis oder sogar die Todesstrafe.

unter Herzproblemen leidet. Erst betätigte er sich als Landschaftsgärtner für die Caritas, pflanzte Gurken und Tomaten. Dann verschafften ihm seine Betreuer eine Praktikumsstelle in einer Uhrenwerkstatt. «Das war hart», sagt er auf dem Rückweg, «ich hatte Rückenschmerzen, die Augen taten mir weh, und irgendwann konnte ich nicht mehr, wegen meines Herzens.» Seither lebt er von der Sozialhilfe – wie sein Bruder, der wegen psychischer Probleme noch nie gearbeitet hat, seit er in der Schweiz ist.

Dabei war der Bundesrat vor der Einreise der Uiguren frohen Mutes, dass sie sich auch beruflich rasch integrieren würden. Sie erwarte,

dass dem Bund «nur geringfügige Kosten» entstünden, sagte Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) im Februar 2010. Ein frommer Wunsch, wie sich jetzt zeigt. Nach den Richtlinien der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe dürften die Brüder den Staat monatlich je 4000 Franken kosten, Therapien für Arkin nicht eingerechnet.

Ist das die Freiheit, von der Bahtiyar geträumt hat, als er seine Heimat verliess oder als er im Gefängnis sass? Bahtiyar antwortet mit einem Lächeln und einem «pas facile». Heute hat er zwar eine eigene Wohnung, er kann essen, was ihm schmeckt, nachdem er in Guantánamo dauernd Fisch mit Reis bekommen hat («pas bien»). Auch darf er sich frei bewegen, kann ab und zu einen Ausflug unternehmen, etwa nach Zürich, wo es ihm sehr gut gefällt. Ansonsten aber lebt er in einem ähnlichen Trott wie in Guantánamo: Er steht früh auf, sitzt herum, vertriebt sich die Zeit mit Lesen und Spazieren (je zwei Stunden nach den Mahlzeiten), geht früh zu Bett. Und statt Wärter hat er heute Sozialarbeiter, die ihm sagen, was er zu tun hat.

Doch Bahtiyar bleibt optimistisch. Er büffelt Französisch, will einen neuen Beruf lernen. «Ich will Lastwagenfahrer werden», sagt er, «und durch ganz Europa fahren.» Dann verabschiedet er sich und verschwindet in der Dunkelheit. ○

Wann ist es Zeit, sich umfassend beraten zu lassen?



Wenn Sie Ihre finanziellen Ziele mit einem verlässlichen Partner an Ihrer Seite erreichen möchten. Nehmen Sie sich Zeit für eine persönliche Beratung: LGT Bank (Schweiz) AG.

LGT. Partner für Generationen. In Basel, Bern, Genf, Lausanne, Lugano, Luzern, Zürich und an mehr als 15 weiteren Standorten weltweit. www.lgt.ch



Wie schön ist Michelle Hunziker?

Doktor Francis R. Palmer, plastischer Chirurg und Bestsellerautor aus Beverly Hills, bewertet den Körper der Schweizerin auf einer Skala von 1 bis 100.

Von Tom Kummer



«Wer ist diese Frau?» Fernseh-Star Hunziker.

Es wird Abend in Italien. Hauptsendezeit. Fünf Millionen Menschen schauen «Striscia la notizia» – eine erfolgreiche Comedy-Show. Die Bilder auf dem Monitor zeigen jetzt tanzende, leichtbekleidete Mädchen, Dekorationen aus Fleisch. Die Kamera wandert auf und ab, wir sehen Grossaufnahmen von herausgestreckten Brüsten und Pobacken. Eine Brünette lächelt verführerisch, verstreut Küsschen, während die Kamera zwischen ihre Schenkel zoomt. Eine Blondine räkelt sich auf dem Boden, direkt vor der Heldin unserer Story: Michelle Hunziker – «schlank, frisch und schön, wie immer» (Bild) – vier Tage nach der Geburt ihrer Tochter Sole.

Klick. 9700 Kilometer westlich von Mailand. Mittag in einer Arztpraxis in Beverly Hills. Das Bild von «La Hunziker» im italienischen Fernsehen ist auf dem Computerbildschirm eingefroren. Doktor Palmer vergrössert Michelles Körper, analysiert Hals, Wangen, Lippen, Augen, Brüste, Hüfte, Haltung, Hintern und Oberschenkel. Ihre Erscheinung erinnere ihn an das britische Fotomodell Elle Macpherson – auch eine natürliche Schönheit, ohne Schönheitschirurgische Eingriffe, ein bisschen Botox vielleicht, aber mehr nicht. «Erstaunlicher Körper», sagt Palmer, «aber wer ist diese Frau?» Noch kennt Hollywood unsere Michelle nicht.

Teufisches Werk

Verkehrte Welt also, weil die wichtigere Frage lauten muss: Wer ist der Mensch im weissen Ärztekittel und mit dem buntgefärbten Chirurgenkäppi? Francis R. Palmer gehört zu den bekanntesten Chirurgen in der amerikanischen Schönheitsindustrie. Seine Kundenliste ist zwar geheim, aber wer seine Fernsehauftritte in den US-Morgenshows analysiert, könnte annehmen, dass halb Hollywood schon vom «superdoc» beraten worden ist. Vor einigen Jahren hat er einen Bestseller geschrieben: «What's Your Number? – The Palmer Code». Wie aufregend sehen wir aus – auf einer Skala von 1 bis 100. Ein teufliches Werk. Unsere Erscheinung im öffentlichen Raum wird mit einer Nummer bewertet – die Vermessung der eigenen Identität. Palmer hält sein System für den fairsten Weg, «Schönheit» und «Aura» zu definieren und zu bewerten, Stärken und Schwächen aufzuspüren und zu korrigieren – «fast ohne chirurgische Eingriffe».

Angelina Jolie und Scarlett Johansson sind nach dem Palmer-Algorithmus eine 98, Hale Berry ebenso, Audrey Hepburn und Elizabeth Taylor rückblickend sogar eine 99. Auf 100 schafft es keine. Nicole Kidman ist im Palmer-Code-System eine 83, Uma Thurman bloss eine 70. Madonna abgeschlagen eine 55. Eine Rangliste männlicher Superstars hat er gerade nicht zu bieten. Siebzig Prozent aller Menschen – Männer und Frauen – bewegen sich im Bereich zwischen 50 und 60 Punkten, keine Überraschung also. Wer sich sehr anstrengt und sich dem Palmer-Universum – und seinen Kosmetikprodukten – unterwirft, schafft viel-

leicht eine Verbesserung um zwanzig Punkte, mehr nicht. «Ab 90 Punkten besitzen wir Starqualität», sagt der Doktor.

Viel wichtiger: Mit dem Palmer-Code wirft der Doktor ungewollt Fragen zu unserer Existenz und der Zukunft des Körpers auf. Wo beginnt eigentlich der Körper? Beim Gesicht? Bei der Haut und den Haaren? Bei den Knochen? Bei den einzelnen Organen, der DNA oder etwa doch bei der Seele? Kommt Schönheit vielleicht doch von innen? Hat der Körper in einer komplett visuellen Kultur, die das Zappen zwischen Körperbildern propagiert und die Modellierung begünstigt, seine natürliche Bestimmung nicht schon längst verloren? Benötigen wir überhaupt noch körperliche Beziehungen in der totalen App-Kultur, ein «Ge-

«Die Augenbrauen sitzen ein bisschen zu tief», sagt Doktor Palmer, «zwei Punkte Abzug.»

sicht gegenüber» in einer Welt, die die Selbstbefriedigung propagiert? Und wieso sind in diesem Zusammenhang gerade Starkörper von Bedeutung? Hat der menschliche Leib, wie wir ihn kennen, überhaupt noch eine Zukunft? Und was ist eigentlich los in Italien, einem Land, wo Sexismus zur Staatskultur erklärt ist?

Der Palmer-Code provoziert eine Kernschmelze von Fragen – zum ganz persönlichen Star-Dasein, zu Herkunft, Klasse, Rasse und der virtuellen Welt als Flucht- und Gegenbild zur beschwerlichen physischen Existenz in der Wirklichkeit. Und unsere Michelle Hunziker mittendrin! Wieso hat sie Erfolg? Wieso löst sie diese Faszination aus? Und wie kommt sie eigentlich mit dem Baby klar? Wie läuft's



98 Punkte für Angelina Jolie: Chirurg Palmer.

mit der neuen Schwiegermutter, Maria Luisa Trussardi, die sich, wie die ganze Familie, einen Jungen gewünscht hat? Kann sie sich eigentlich noch an mich erinnern, damals, Bern Ostermundigen? Wann können wir uns wiedersehen? Was steckt in ihren Genen? Und wo steht «La Hunziker» im 100-Punkte-System von Doktor Seltsam? Gewaltige, ausufernde Fragen – und unsere Michelle mittendrin! Klick. Nächstes Bild. Der Doktor schaut jetzt genauer hin.

Bild 2593: Michelle im Bikini. Winkt den Paparazzi zu. Strahlendes Lachen. «Die Augenbrauen sitzen ein bisschen zu tief», findet Palmer: «Zwei Punkte Abzug.»

Bild 2594: Michelle schwanger, irgendwo am Ligurischen Meer. Das Wasser ist ihr zu kalt. Trotzdem total gut drauf. Sie winkt – wie immer – den Paparazzi zu. Klick.

Bild 2606: Tomaso Trussardi kann sein Glück nicht fassen. Zärtlich beugt er sich zu seiner Michelle hinunter und haucht einen zärtlichen Kuss auf ihre süsse Babykugel. Palmer notiert: «Die Wangen sind ein wenig zu flach.» Ein Punkt Abzug. Aber wieso winkt sie in diesem Bild schon wieder den Fotografen zu? «Nur zweitklassige Stars bündeln in Hollywood mit der Boulevardpresse an», sagt Palmer.

Der strenge Blick der Mutter

Bild 2596: Mutter Trussardi scheint vor Paparazzi zu fliehen. Wütendes Gesicht. Schon mal was vom Modehaus Trussardi getragen, Doktor? Nein, mit Kleidern kenne er sich nicht so aus, meistens trage er Shorts und T-Shirt. Zu Hause in seiner Garage steht aber ein roter Ferrari. Ich kläre ihn kurz auf: Trussardi ist ein Mailänder Familienunternehmen, in vierter Generation geführt und besonders bekannt für handgearbeitete Lederwaren, Accessoires und Mode der Luxusklasse. Dort ist Michelle jetzt gelandet. Mit Haute Couture verhüllen wir unseren nicht so perfekten Körper. Modehäuser wie Trussardi leisten so was wie den Imageüberbau, die Anmut und Eleganz, erschaffen die Fiktion unseres Körpers. Was gäbe es dazu nicht alles zu sagen. Aber die Mode interessiert den Schönheitschirurgen wirklich nicht besonders. Diese Körpergeschichte ist eher nackt.

Bild 2554: Michelle in einem Softporno. Sie beugt sich gerade nackt über einen Liebhaber. Doktor Palmer notiert irgendwas zu Michelles Unterarmen, dem hübschesten Teil des Arms. «Beautiful! Keine Abzüge.» Der Erotikstreifen aus dem Jahr 1999 heisst «Voglio stare sotto al letto», zu Deutsch etwa: «Ich will unten liegen», darin geht es um die Sex-Träumereien eines Professors. Ihre Mitarbeit an dem Film bezeichnete Hunziker irgendwann mal als «Jugendsünde». Der Wunsch, einen Kinofilm zu drehen, war einfach stärker als die Vernunft. Sie habe ihren damaligen Ehemann, den Sänger Eros Ramazzotti, vorher um Erlaubnis gefragt. «Ich trug immer einen Slip – nackt war

ich nur oben rum ... es war schrecklich. Ich musste mich überwinden, mich vor all den Leuten im Studio auszuziehen.» Einen weiteren «Schmuddelfilm» zu drehen, komme nicht in Frage. «Heute bin ich eine erfolgreiche Entertainerin – keine Anfängerin mehr.»

Trotzdem ist eindeutig sichtbar: Michelles Körper bringt die beste Leistung, wenn er als Bild handelt. Schliesslich sind Bilder unsterblich, Körper sind vergänglich. Das hat nichts mit Abspaltung zu tun, sondern mit der Verlagerung der Aufmerksamkeit. Der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan erkannte schon in den sechziger Jahren: «Menschlich sein heisst in Zukunft in einem elektromagnetischen Feld von Netzwerken rekonfiguriert zu werden.» Im Reich der Bilder.

Nietzsches «Extravaganz der Eitelkeit»

Bild 2457: Michelle, strahlend, an ihrem Finger funkelt jetzt ein Brillant, ein Ring von Tomaso. Gerade ist sie zum TV-Star 2012 gekürt worden. Daneben Mutter Ineke (70), Niederländerin, blickt streng in Richtung Kamera, als ob sie hinter der Linse ein Heer von Feinden vermutete. «Die Schönheit liegt eindeutig in der Familie», schreiben Schweizer Zeitungen irgendwann begeistert. Sind wir stolz auf Michelles Schweizerkörper? Klar, ein Körper ist schliesslich ein Körper – gleich, ob da niederländische, albanische, somalische oder südafrikanische Gene mitgeformt haben. Körper ist Körper, oder? Gleich, ob es sich um den des Christuskindes von Leonardo oder um den von Mark Wahlberg in «Boogie Nights» handelt, korrekt? Wir wachsen also mit Körpern auf – mit unserem eigenen und denen von anderen. Der Körper sei ein kulturelles Objekt, so geht die vielleicht längst überholte Vorstellung. Erst unsere alltäglichen Erfahrungen in der Interaktion mit anderen enthüllen uns allmählich den Reichtum des Körpers. Stimmt das wirklich noch?

Bild 2651: Michelle beim Verlassen der Klinik. Trägt dunklen Mantel, kombiniert mit schwarzen Strumpfhosen und Lederstiefeletten. Perfekter Herbstlook für junge Mütter. Ihre Haare hat sie zu einem hohen Zopf zusammengebunden, und ihre Augen schützt sie mit einer Sonnenbrille vor dem Blitzlichtgewitter. Statt auf eine Handtasche setzt Michelle auf einen Maxi-Cosi samt Baby. Trotz hoher Absätze – «selbst ist die Frau» – trägt sie ihr Baby jetzt über den Parkplatz zum Auto. Hat unser Körper noch eine Zukunftschance? In der Vormoderne lautete die Frage der Philosophie: «Wie sollte ein Körper leben?» In der Moderne hiess es: «Wie erkennt man einen Körper?» Und dann kommt die Postmoderne und wirft alles über den Haufen: «Wie soll mein Körper aussehen?» Schliesslich wurde der Körper selbst ein Konsumgut. Das Image regiert, von Geist und Seele redet keiner mehr. Die in der Moderne postulierte Vorherrschaft des Geistes über den Körper hält schon Nietzsche für eine «Extravaganz der



Perfekter Herbstlook: beim Verlassen der Klinik.

Eitelkeit» – hochgezüchtete Formen von Körperperspektakel zogen in die populäre Kultur ein. Prothesen und virtuelle Körper, veränderte Körperformen: Implantationstechnologie, Hautverpflanzung, Tiefkühlung von Gewebe, Fettabsaugen, plastische Chirurgie, komplette Gesichtstransplantation, Implantate zur Verbesserung stockender Gedächtnisleistung. Heute scheint unser Körper in der Art, wie wir

«Schon klar, sie ist Mutter, schon verstanden», sagt der Doktor. «Trotzdem: zwei Punkte Abzug.»

ihn mal gekannt haben, am Ende. Das macht uns sentimental. Wie der Anblick eines Trachtenvereins. Und Michelle mittendrin!

Bild 2348: Sexy Bild aus der Sendung «Striscia la notizia», vier Tage nach der Geburt von Baby Sole. Michelles Brustwarzen deutlich erkennbar. Aber auch: müde Augen, müdes Lächeln. Was hält der Schönheitsdoktor von Michelles Brüsten? «Müssen fester sein, runder! Schon klar, sie ist Mutter, schon verstanden», sagt der Doktor streng. «Trotzdem: zwei Punkte Abzug.» Wie bitte? Will nicht ganz Europa an diesen Brustwarzen knabbern wie an Sesamkringeln? Aber vielleicht sind solche Gefühle einfach sinnlos geworden. Michelles Körper hängt was Nostalgisches an. Faszinierend ist bloss, wie professionell und diszipliniert sie ihrer nostalgischen Aufgabe als Fernsehhostess immer noch nachgeht. Eine korrekte Schweizerin eben. Vielleicht weiss sie, dass sie ein Auslaufmodell ist, und winkt uns darum nochmals zu. Immer und immer wieder. Das Pin-up ist am Ende, das Sexsymbol bloss noch der Lächerlichkeit und Vergänglichkeit ausge-

liefert. Der Körper ist nur noch ein Körper für Ereignisse, Events, ein Warenkörper, den wechselnden Marktorientierungen angepasst.

Und Baudrillards «groses Ganzes»

So beschrieb es der französische Philosoph Jean Baudrillard: «Unser Körper ist entbehrlich für das grosse Ganze. Ausschlaggebend sind längst nicht mehr die Muskulatur einer Gesellschaft, sondern ihr Gehirn und Nervensystem.» Vielleicht mutieren wir gerade zu einem sozialen Cyborg. Der echte, natürliche Körper, der Essen, Wärme, Sauerstoff und manchmal Zärtlichkeit benötigt, ist ein Objekt, das langsam dem Untergang preisgegeben wird – und daher in der Form von Michelles Erfolgskörper geschützt, ästhetisiert, vielleicht sogar musealisiert werden sollte. Die Paparazzi haben von diesem schleichenden Verschwinden des Körpers schon immer gewusst.

Bild 2567: Michelle und Aurora beim Shopping. Michelle winkt den Paparazzi schon wieder zu. Wer hat ihr das eingeredet? Oder ist Winken, in Anbetracht des «todverfallenen Leibes» (Paulus), vielleicht doch besser als Weinen?

Bild 3096. Michelle auf den Strassen von München, mit ihrem Manager Alexander Elbertzhagen, Leiter der grössten Managementfirma Deutschlands. Der Mann organisiert ihre TV- und Werbeaufträge im deutschsprachigen Raum. Schweizer Firmen, die sie für Kundenanlässe buchen wollen, hätten bis zu 100 000 Franken geboten – eine Summe, die Bill Clinton verlangt. Michelle lehnte bislang alles ab. Der Preis wird steigen. Genauso wie der Preis für die ersten Babybilder von Sole.

Bild 2571: Michelle mit Pier Silvio Berlusconi, Sohn des abgehalfterten Ex-Ministerpräsidenten. Berlusconi hält jetzt seine Hand irgendwie schützend vors Gesicht. Wie ist ihr Verhältnis zum starken Mann der TV-Gesellschaft Mediaset, wo Hunziker seit zehn Jahren unter Vertrag steht? Michelle lacht und winkt in diesem Bild so was von sympathisch, dass Berlusconi gar nicht weiter auffällt. Vielleicht ist das Winken antrainiert, zeigt Hunziker damit doch so was wie ein Herz für Paparazzi, Verständnis für die schwere Arbeit der Medienvertreter. Oder steckt dahinter bloss ein Kuhhandel zwischen Medienstar und Boulevardpresse? Paparazzi sind begeistert von Michelle, sie erzählen sich Geschichten von verführerischen Strategien. Ja, sie verführt und trägt doch Verantwortung.

Und dann ist da noch der Leistungsdruck, kein leichtes Leben: als Vorbild von Millionen junger Mädchen, als Botschafterin des Schweizer Frauenkörpers, weltweit repräsentierend, wie vor vierzig Jahren vielleicht Ursula Andress aus Bern; oder wie Roger Federer, immer noch unser Mannsbild der Superlative. Dabei brauchen wir in der Schweiz keine Helden oder Superstars. Helden sind für uns genauso verdächtig wie perfekte Körper. Aber kann es so was wie bescheidene Schönheit, den unauf-

fälligen sexy Body, überhaupt geben? Wie reagiert der Palmer-Code auf unser gestörtes Verhältnis zum Thema Prominenz, Startum – oder wie wir gerne auffällige Schweizer selbstzerstörerisch bezeichnen: «Cervelat-Prominenz». Kann uns vielleicht ein Hollywood-Doktor von diesem Komplex befreien – einer, der angeblich schon einen armenischen Körper namens «Kim Kardashian» in den Schönheitstempel von Hollywood geliftet hat?

Hier kommt schon mal ein Zwischenresultat: Die Kandidatin «Hunziker» hat 95 Punkte. Damit platziert sich unsere Michelle zur Halbzeit in der recht guten Gesellschaft von Charlize Theron, Keira Knightley, Kate Beckinsale, der jungen Kim Basinger. Die Liste ist lang und einflussreich. Und Michelles Körperbild hat sich ja bereits millionenfach multipliziert. Auf den Strassen zwischen Palermo und Hamburg gibt es bereits unzählige Mini-Michelles. Denn «La Hunziker» verführt ja in erster Linie nicht die Männer, sondern Frauen. Verführen heisst nach der postmodernen Philosophie: als Realität zu sterben und sich als Täuschung zu produzieren. Will man aber ihrer ungefährdeten Popularität vertrauen, dann scheint uns Michelle Hunziker nicht wirklich zu täuschen, sondern im Gegenteil: Wir geniessen ihre Täuschung. Dafür gibt es viele Beweisbilder, auf denen klar wird: Michelle glaubt an das Körperliche, die Zukunft des Körpers als Repräsentation, die

eigene Haut als verlässliche Heimat unserer Existenz. Zum Beispiel glaubt Michelle ganz stark an die Macht von Haaren und Haarfarbe: «Blonde Frauen haben Nachteile wegen ihrer Haarfarbe zu erleiden», sagt sie irgendwann mal der *Bunten*. «Wir Blondinen sind gut fürs Fernsehen, aber uns heiratet kein Schwein.»

Das ist natürlich eine traurige Aussage und sympathisch zugleich, denn es schafft so was wie Vertrauen in Michelles Gedankenwelt:

Palmer findet, Hunzikers Hintern könnte runder sein. Ein Punkt Abzug!

«Männer finden blonde Frauen super, aber nur für eine kurze Sommerliebe, dann heiraten sie sowieso eine dunkelhaarige Frau. Zumindest ist das in Italien so. Eine dunkelhaarige Frau ist eher mysteriös und sexy.» Solche Aussagen schaffen Vertrauen. Vielleicht steckt in Michelles Schweizer Körper tatsächlich so was wie eine messbare nationale Identität. Der Doktor lächelt. Denkpause. Er lächelt jetzt das teuflische Lächeln aus der Heimat des Körperkults, der modernen Badehose und Bikini-Mode, jener Traumfabrik, die uns «die Schönheit der Schönheit» geschenkt hat. «Diese Schönheit war schon immer zu schön, um wahr zu sein», schrieb Ende der siebziger Jahre der französi-

sche Philosoph Michel Foucault. «Diese Schönheit appellierte nie an eine sinnliche Wahrnehmung, sondern soll diese bloss in Faszination und Anästhesie auflösen. Sie lässt den Menschen und seinen todgeweihten Körper immer und immer wieder in sich selbst hineinfallen.»

Erinnerungen an den Film «Gattaca»

Bild 2361: Der schönste Po Italiens, irgendwo am Ligurischen Meer. Palmer findet, Michelles Hintern könnte runder sein. Ein Punkt Abzug! Ist jetzt vielleicht der Moment gekommen, ein ernstes Wort mit Doktor Seltsam zu sprechen – diesem unteretzten, leicht übergewichtigen Herrn mit blondiertem Haar, den botoxgestreckten Gesichtszügen, den eisigen blauen Augen und der adretten Frisur im Stil der zwanziger Jahre? Eine Erscheinung, die im Glanz des scharfen Blickes an die Ärzte im Film «Gattaca» (1997) erinnert. Ein Film, der ein faschistoides Amerika des 21. Jahrhunderts zeigt, in dem Menschen nach genetischen Qualitäten eingeteilt werden – eine Weiterentwicklung des Palmer-Codes. Vielleicht ist die Zeit gekommen, mit dem Doktor über das herrliche Mängelwesen «Mensch» zu reden.

Bild 2363: Michelle mit Eros Ramazzotti, diesmal kein Winken, eher ernst. Hat er Michelle wirklich geschlagen? Es sind die letzten Tage an der Seite des Musikers; auf die gemeinsame Zeit mit ihm geht Michelles Prominenz heute vor



Schafft Vertrauen: Hunziker, Verlobter Tomaso Trussardi am Ligurischen Meer.

allem zurück. Ohne Ramazzotti gäbe es womöglich keine «La Hunziker». Oder kannte irgendjemand Brigitte Nielsen vor ihrer Heirat mit Sylvester Stallone? Mächtige Männer ziehen an, sind attraktiv. Wie reagiert der Palmer-Schönheitsalgorithmus auf den Quotienten «mächtig»? «Macht, Reichtum, Berühmtheit und Charisma sind Trumpfkarten», sagt der Doktor. Sie können deine Nummer im Teufelssystem um bis zu zehn Punkte verbessern.

Bild 2436: Unsere Michelle verlässt am Arm einer unbekanntenen Kollegin gerade die Fernsehstudios in Mailand. Ist Michelle anders als ihre Kolleginnen? Wenn italienische Frauen im italienischen Fernsehen etwas zu sagen haben, sagen sie es meist aus Mündern, die bis ins Grotteske aufgespritzt sind, darüber das operierte Stupsnäschen, alle sehen gleich aus, alle folgen einem Befehl: den angeblichen Geschmack der Männer zu bedienen. Der perfekte Look bedeutet Macht, das wussten Frauen schon immer, und Männer haben es auch irgendwann begriffen. Das lehrt uns nicht nur Doktor Palmer aus Beverly Hills, sondern auch der geliftete, haartransplantierte Ex-Ministerpräsident Silvio Berlusconi.

Doch Michelle ist anders! Ihre Trumpfkarte, neben dem Schweizer Pass: «Echtheit» und «Natürlichkeit» im Unterschied zu den Pseudo-Pornodarstellerinnen in italienischen Fernsehstudios. Und Michelle winkt gerne, sie lächelt unsicher, sie ist sogar eine ziemlich miserable Moderatorin, das macht sie noch sympathischer, ihre Macht noch grösser. Und sie ist nie Satire, auch wenn sie dieses Format vielleicht bedient wie früher mal Ingrid Steeger in «Klimbim». Oder eine Hochkunst-Kreatur aus den achtziger Jahren namens «Cicciolina». Michelle ist anders, sie ist echt, oder?

Desperado mit Elektroden an den Schläfen

Dr. Seltsam studiert gerade Bild 2901: Ein italienisches Starlet – sie gleicht Michelle Hunziker – baumelt an einem Fleischerhaken und bekommt von einem Metzger einen Haltbarkeitsstempel auf den nackten Hintern gedrückt. Die Show heisst «Scherzi a parte» – Spass beiseite. Palmer geht nicht darauf ein, er spricht lieber von Michelle und dem Weg zum perfekten Image: Ein Image oder «human brand» entstehe immer dadurch, dass man zur richtigen Zeit am richtigen Ort die richtige Person sei. Es ist natürlich nicht leicht, diese Dreierheit im selben Augenblick zu erfüllen und dann immer und immer wieder. Dazu musst du Profi sein! Vielleicht nicht wirklich Mensch, sondern «post human». Immer. Im Fernsehstudio oder zu Hause als Mutter. Immer menschlich und trotzdem Profi. Der perfekte Mix.

Doch wie viel Mensch steckt noch in Michelle? Vier Tage nach ihrer Geburt stellte sie sich wieder den Scheinwerfern und Fernsehkameras. Das Zeichen ihrer Herrschaft erstrahlt und wird den Menschen eingebrannt: «The show must go on.» Nach dem Zeitalter der Aufklärung, nach den po-



«Physische Person»: Hunziker, Gottschalk.

litischen Revolutionen und den Experimenten der Moderne sind wir also mindestens seit den achtziger Jahren in der vom Schein beherrschten Welt der Postmoderne steckengeblieben, deren bestimmendes Element die Show ist. In der Show gibt es keine Wahrheit, sondern Effekte.

Bild 2113: Michelle mit einer *velina* – einer der tingelnden Animierdamen des italienischen Fernsehens –, bei der jetzt der Rock lustig bis zur Schamhaargrenze hochgerutscht ist.

Bild 2114: Michelle bei «Wetten, dass ...». Sie lacht und greift sich den Arm von Thomas Gottschalk. Eine Art verlegene Umarmung. Sie sei eine physische Person, erzählt Michelle der *Bild*-Zeitung. Sie müsse halt immer wieder den Partner greifen, spüren, körperlich werden. Vielleicht passiere es aus Verlegenheit, Unsicherheit – oder ist es etwa Sehnsucht nach dem Körperlichen? Das Bild mit Gottschalk wurde aufgenommen, nachdem sich Michelle als «Single auf Entzug» geoutet hatte: Ein Jahr lang habe sie keinen Sex gehabt, und sie schäme sich auch nicht, das zu offenbaren. Das Phänomen der keuschen Diven erfasse auch die USA, behauptet Doktor Palmer. Er muss es wissen. Er blicke immer wieder «ganz tief in seelische Abgründe der Frau». Hat vielleicht männliches Versagen die Unlust-Welle unter Promifrauen hervorgerufen? Oder sind die keuschen Diven auf ein Sex-ist-doof-Virus zurückzuführen?

Eine Untersuchung in einer US-Frauenzeitschrift forschte kürzlich nach den Lieblingsaktivitäten der Amerikanerinnen: Sex ist nur auf Platz acht der Rangliste. Davor rangierten so banale Sachen wie Urlaub, Essen, Shopping. Der Körper wird immer wertloser. Eigentlich wissen wir das aber schon eine Weile, spätestens seit 1984, als Case auftaucht, der Konsolencowboy, für den sein Autor William Gibson im Jahr

1984 im Roman «Neuromancer» den Begriff Cyberspace erfunden hat. Case ist ein Cyberpunk, ein Desperado, der sich Elektroden an den Schläfen befestigt und in das Universum der Daten eindringt. In seinen Kreisen ist es üblich, eine snobistische Verachtung für «Fleisch» zur Schau zu tragen, denn niemand wird der banalen Welt des Körpers noch irgendeine besondere Bedeutung zumessen, wenn er einmal die Sensation kennengelernt hat, derer man in virtuellen Realitäten teilhaftig werden kann.

Palmers Urteil

Doktor Palmer findet das absurd. Die Sehnsucht nach mehr Schönheit, dem perfekten Ich, sei noch nie so gross gewesen. «The Palmer Code» verkaufe sich besonders in der arabischen und asiatischen Welt fantastisch. Er gilt dort als Experte für «westliches Aussehen». Palmer erklärt als Schönheitskolumnist auch mal die Zukunft des Körpers: «Alle leiblichen Organe werden bald genauso ersetzbar wie die Komponenten technischer Geräte ...»

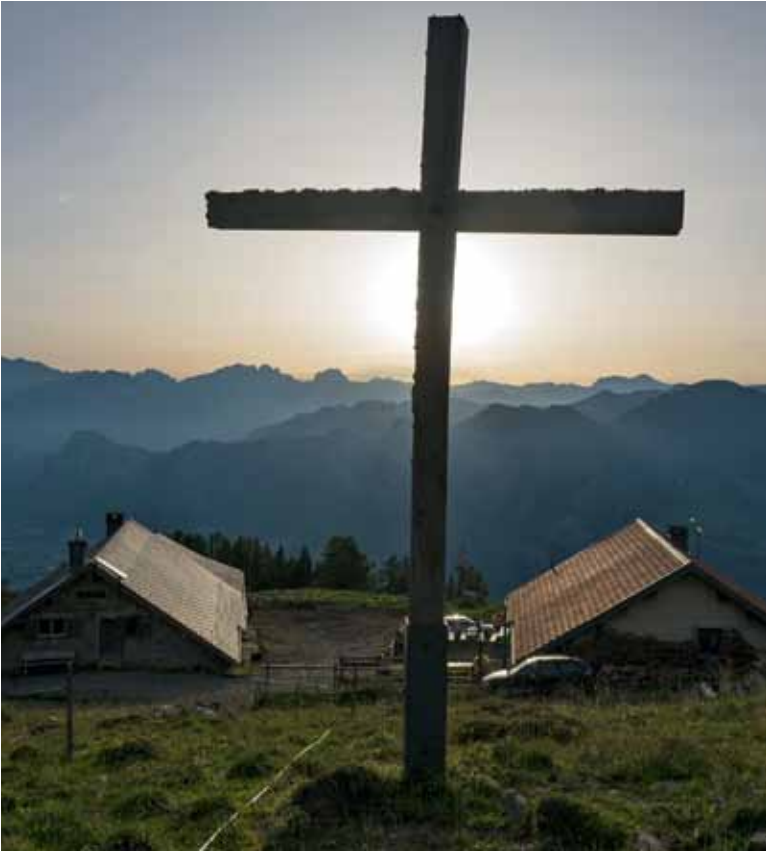
Bild 2321: Michelle bei Proben im Fernsehstudio. Sie starrt irgendwie ins Leere, oder was sie sich so unter Leere vorstellt. Eine Assistentin pudert ihr Gesicht. Das ist alles. Der Doktor hat genug gesehen. Moment der Wahrheit! Das Endresultat steht für ihn fest, der Palmer-Code schlägt zu: Die Kandidatin Hunziker bekommt 94 Punkte – wie Farrah Fawcett, Bo Derek, Claudia Schiffer, Gwyneth Paltrow ... die Liste ist lang. «Mrs Hunziker besitzt eine wunderbare Natürlichkeit, die ihren Körper und ihr Erscheinungsbild beherrscht», sagt Palmer abschliessend. «Es hilft ihr zwar nicht in die Top-Liga, aber es beeindruckt mich.» Er klickt jetzt noch ein letztes Bild auf Google-Images an.

Bild 2431: Michelle steht mit leicht gespreizten Beinen einfach da, wartet darauf, dass ein Fahrer ihr die Limousinentüre öffnet, starrt dazu irgendwie traurig ihr Spiegelbild in den getönten Scheiben an. Kein Winken, kein Lachen. Sie merkt in diesem Moment nicht mehr, dass Paparazzi fotografieren. Fast scheint es, als ob ihr Körper eine zweite Haut abgestreift hätte, eine Hülle, einen Rückstand, eine Lebenshaut. Und vielleicht stellt sie sich in diesem magischen Moment die Frage aller Fragen: Ist das Leben selbst eine Krankheit oder doch ein Wunder? «Meine zweite Schwangerschaft war nur halb geplant», hat sie irgendwann ihrem Lieblingsboulevardblatt erzählt. «In meinem Job ist die Geburt eines Kindes sehr, sehr schwer zu planen ...» Das Babyglück entstand dann an einem ganz besonderen Abend. «Es war ein Abend in Palermo. Alles war ganz einfach. Wir haben einfach der Natur ihren Lauf gelassen. Das war alles. Dann ging es plötzlich sehr, sehr schnell.»

Ein Wunder der Natur in Palermo – vielleicht fühlte es sich an wie die Renaissance des Körpers. Das Leben, wie wir es mal gekannt haben, geht also doch weiter. Wir müssen bloss ganz fest an Michelle glauben. ○

Gurken statt Cervelats

Das niederländische Nikolausfest steht unter Rassismusverdacht. Die Uno fordert ein Verbot. Wie steht es um die Schweizer Bräuche? Ein politisch korrekter Ratgeber fürs Sechseläuten und für den Samichlaustag. *Von Peter Keller*



Weisser Mann am Kreuz: christlich motivierte Bräuche und Feiertage.



Schwarze Liste: niederländischer Sinterklaas mit dem Zwarte Pieten.



Tatbestand des Sexismus: Krienser Wöschwyber.



CO₂-intensives Verbrennen: Zürcher Sechseläuten.

Rassismus, wohin das wachsame Auge reicht. Nun hat es den «Sinterklaas», den niederländischen Sankt Nikolaus, erwischt. Die Vereinten Nationen fordern das Aus für den beliebten Vorweihnachtsbrauch. Woran sich die «Uno-Expertengruppe für Menschen afrikanischer Herkunft» stört, ist die Schar schwarzer Helfer, die den Sinterklaas begleitet: Die dunkel geschminkten «Zwarte Pieten» (Schwarzen Peter) seien rassistische Figuren aus der trüben Kolonialvergangenheit des Landes, die Schwarze als tumbe Knechte hinstellten.

Jetzt herrscht Empörung in den Niederlanden – nicht über den angeblich rassistischen Hintergrund des Nikolausfestes, sondern über die Einmischung der Uno. Als die Vorsitzende der Kommission, Professorin Verene Shepherd, die Uneinsichtigkeit der Niederländer kritisierte, dieser Brauch sei «eine Rückkehr zur Sklaverei» und gehöre nicht ins 21. Jahrhundert, gab es kein Halten mehr: Über zwei Millionen Niederländer wehrten sich in einer Internetpetition gegen das Uno-Verdikt. Selbst Regierungschef Mark Rutte sah sich genötigt, den Sankt Nikolaus zu verteidigen

Unheimlich und einschüchternd

Auch die Schweiz kennt Traditionen und Bräuche, die durchaus das Potenzial hätten, von der Uno angeprangert oder verboten zu werden. So zieht auch unser Samichlaus/Sankt Nikolaus nicht alleine von Haus zu Haus, sondern wird begleitet vom Schmutzli, einer furchterregenden Figur in schwarzen Gewändern und mit schwarz angemaltem Gesicht. Ganz klar ein Fall für die Uno-Expertengruppe: Kindern wird damit schon im frühen Alter beigebracht, im schwarzen Mann eine unheimliche und einschüchternde Gestalt zu sehen, während der weissbärtige Samichlaus als gütig und grosszügig rüberkommt.

Wann steht also die Schweiz auf der schwarzen Liste der Uno? Oder ist schon der Begriff «schwarze Liste» anrühlich? Also, liebe Uno: Wenn schon, dann richtig. Schweizer Sitten und Gebräuche im Rassismustest. Ein politisch korrekter Rundgang durchs Jahr mit konkreten Vorschlägen.

Im Januar, im Januar

Anfang Jahr ist in den katholischen Landen wieder die Fasnacht angesagt. Neben Guggenmusikern treibt sich auch das *Wöschwyb* aus Kriens, einer Vorortgemeinde von Luzern, auf den Strassen herum. Der Name an sich – «Wäscheweib» – erfüllt schon einen sexistischen Tatbestand. Zur Fasnachtsfigur mit Kopftuch, Schürze und weissen Unterröcken gehört eine wenig vorteilhafte Holzmaske, die an eine Hexe erinnert. Unter der Verkleidung stecken Männer, die durch ihr unflätiges und anzügliches Verhalten auffallen – was die Stereotype noch verschärft: Die Frau erscheint als niedrigqualifiziertes, schwatzhaftes, auf ihre

äusserlichen Merkmale reduziertes Wesen. Fazit: grober Sexismus und ein klarer Fall für die Uno.

Was ist zu tun? Umbenennung des Krienser *Wöschwyb* zur Krienser Raumpflegefachfrau. Anzudenken wäre auch ein männliches Pendant: der urbane Raumpfleger mit abgeschlossenem Soziologiestudium. In einem nächsten Schritt sensibilisieren die Krienser Raumpflegefachpersonen andere Fasnachtsteilnehmende für Gender-Fragen und verweisen auf die prekäre Situation ihres Berufsstandes.

Im April, im April

Mit dem Frühling droht das Sechseläuten. Was man dem Zürcher Traditionsanlass zugutehalten kann: Sexistische Figuren wie das *Wöschwyb* sind im Umzug der Zünfter nicht auszumachen, denn Frauen haben generell nichts verloren am Sechseläuten. Die Zünfte sind reine Männerklubs, was von feministischer Seite schon öfter angeprangert wurde. Bisher ohne Erfolg. Fazit: ein schwerer Verstoß gegen die Gleichstellungsgesetze

Konkrete Anpassungsmassnahmen: Das Sechseläuten wird zum Tag der Lohngleichheit mit Workshops erweitert. Die traditionellen, geschlossenen Abendgesellschaften der Zünfte werden von einer «Uno-Expertengruppe für Menschen weiblicher Herkunft» begleitet und überwacht. Auf das CO₂-intensive Verbrennen eines Böögg wird vorerst verzichtet. In Zukunft könnte eine Anti-Sexismus-Fachjury den Schweizer Macho des Jahres küren, der dann die Stelle des Böögg einnehmen darf. Den Holzstoss darf die jeweils amtierende Präsidentin der SP-Frauen Schweiz entzünden.

Im Mai, im Mai

Am Montag vor Auffahrt marschieren die Liestaler Männer und schulpflichtigen Kinder ihre Stadtgrenze ab. Historischer Hintergrund des Anlasses: die gemeinsame Kontrolle der Grenzmarkierungen. Heute ist der Banntag der höchste Feiertag des Baselbieter Hauptortes. Die vier Gruppen oder «Rotten» werden von Trommel- und Pfeiferklängen sowie vom Knallen aus Vorderladern und Guidenpistolen begleitet. Beim Znünihalt wird Wein aus Vier-Deziliter-Gläsern getrunken.

Hier liegt also gleich ein mehrfacher Verstoß gegen die Uno-Menschenrechtscharta vor. Zunächst einmal sind Frauen vom Rundgang ausgeschlossen. Trommeln, Pfeifen, Vorderlader, Pistolen bezeugen den militärischen Hintergrund des Anlasses. Besonders verwerflich ist die Tatsache, dass Kinder und Jugendliche Tötungsinstrumente wie Pistolen als unterhaltsame Spielzeuge erleben. Hinzu kommt, dass der Banntag zu überhöhtem Alkoholkonsum animiert. Fazit: Die Uno ist dringend gefordert zu intervenieren. Mögliche Szenarien: Künftig werden beim Banntag die Stadtgrenzen in einem interkulturellen Rund-

gang bewusst überschritten. Damit signalisiert die Liestaler Bevölkerung ihre Weltoffenheit. Statt Wein wird (Fairtrade-)Grüntee in wiederverwertbaren Tassen ausgeschrieben.

Im August, im August

Der Bundesbrief von 1291 ist auf Anfang August, «primo incipiente mense Augusto», datiert. Ihm und der Heimat zu Ehren wird die Bundesfeier begangen. Der seit ein paar Jahren offizielle und arbeitsfreie 1. August muss grundsätzlich kritisch hinterfragt werden. Schliesslich stehen die Schweiz und ihre isolationistisch geprägte Geschichte im Zentrum der Feierlichkeiten. Das ist auch ein Affront gegenüber allen ausländischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern – ein Viertel der Bevölkerung –, die sich jeweils am Bundesfeiertag systematisch ausgegrenzt fühlen müssen.

Was ist zu tun? Statt des nationalistischen 1. August wird der 10. Dezember begangen. Er erinnert an die Genehmigung der Uno-Menschenrechtscharta im Jahre 1948. Unter gemeinsamem Absingen der Charta wird an die Völkergemeinschaft und die Überwindung der Nationalstaaten appelliert. Feuer und Feuerwerke sollten vermieden werden (Feinstaubemissionen). Die Uno empfiehlt zudem, den Anlass vegetarisch zu gestalten: mit Bio-Gurken statt mit Cervelats.

Im Dezember, im Dezember

Das Jahr ist durchsetzt mit christlich motivierten Bräuchen und Feiertagen: Ostern (Kreuzigung und Auferstehung eines weissen Mannes), Christi Himmelfahrt (der gekreuzigte weisse Mann kehrt zu seinem Vater in den Himmel zurück), Pfingsten (der Heilige Geist erscheint seinen Aposteln in Form von feurigen Zungen).

Im Dezember verschärft sich die Situation: Gleich zwei der gesetzlich festgelegten Feiertage fallen auf den letzten Monat im Jahr: der Weihnachtstag (die Geburt des weissen Mannes, der an Ostern auferstanden ist) und der Stephans-tag (am 26. Dezember wird des heiligen Stephan gedacht, der für seinen Glauben an den gekreuzigten weissen Mann gesteinigt wurde).

Fazit: Selbst Nichtchristen und Nichtgläubige werden in der Schweiz staatlich gezwungen, an mindestens sechs Tagen im Jahr einen christlich grundierten Feiertag einzuziehen. Andere Konfessionen wie der Islam oder die Zeugen Jehovas bleiben aussen vor. Gegen diese systematische Diskriminierung sollte die Uno vorgehen und die Entchristianisierung des öffentlichen Raumes vorantreiben. Oder wie es der Präsident des Schweizer Lehrerverbandes, Beat W. Zemp auf die Schule bezogen formulierte: «Adventskränze und Weihnachtsbäume haben im Klassenzimmer nichts zu suchen. Das gehört in die Familie.» Erste Massnahmen: Strassenkreuzungen sollten, wo immer möglich, durch überkonfessionelle Kreisel ersetzt werden. ○

Geschwärzter Engel

Ein neues Buch zeichnet ein unsentimentales Porträt der weltberühmten Modeschöpferin Coco Chanel als skrupellose Nazi-Agentin.

Von Jeroen van Rooijen



Mode ist ein diktatorisches Geschäft: Mode-Ikone Coco Chanel.

Über Coco Chanel wurden schon zahlreiche Biografien geschrieben – die wichtigsten von Weggefährtinnen wie Edmonde Charles-Roux oder Bewunderinnen wie Justine Picardie. Die Bücher zeichnen stets dieses Bild der Mademoiselle: Chanel war eine leidenschaftliche Modeschöpferin, eine quirlige *social lady*, eine gewiefte Geschäftsfrau und eine unersättliche Liebhaberin, die aus allen Liaisons stets persönlichen Profit zu schlagen wusste. Was meist nur nebenbei erwähnt wird: Gabrielle «Coco» Chanel war auch glühende Antisemitin und willfährige Kollaborateurin des Nazi-Regimes während der deutschen Besatzung.

Das neueste Buch über Coco Chanel heisst «Der schwarze Engel» und tischt Unerhörtes über die legendäre Modeunternehmerin auf. Es ist die deutsche Übersetzung des 2011 erschienenen «Sleeping with the Enemy», geschrieben von Hal Vaughan, der als Journalist für den Auswärtigen Dienst der USA tätig war und von Paris aus verschiedene Bücher über den Zweiten Weltkrieg und die Okkupation der französischen Hauptstadt geschrieben hatte. Vaughan, der vor wenigen Tagen gestorben ist, stützte sich auf Protokolle verschiedenster Archive, unter anderem die des britischen und des französischen Innenministeriums sowie der französischen Spionageabwehr. Auf 416 Seiten legt er die in langen Jahren zusammengetragenen Fakten aus. Der achtseitige Prolog liest sich wie eine Anklageschrift, die Fussnoten und Quellenverweise im Anhang nehmen achtzig Seiten in Anspruch. Es ist also eher historische Forschungsarbeit als ein Roman, und so liest sich das Buch denn auch: Es geht nicht um die Mode oder das Stilvermächtnis Chaneels, sondern einzig um ihre Verstrickungen mit der deutschen Besatzungsmacht.

Scheitern der «Operation Modellhut»

Coco Chanel, das legen die Archive nahe, war Agentin F-7124 und trug bei den Deutschen, die Paris besetzt hielten, den Codenamen «Westminster». Im Zentrum des Interesses steht Chaneels Verbindung zu Baron Günther von Dincklage, der Agent des deutschen Geheimdienstes und für die Gestapo tätig war. Der gutaussehende Bonvivant Dincklage hatte den Codenamen «Spatz», und er verkehrte in Paris im Hotel «Ritz», wo auch Goebbels und Göring ein und aus gingen – und wo Mademoiselle Chanel seit Ausbruch des Krieges residierte. Dies alles haben andere Quellen vor Vaughan bereits erwähnt, so zum Beispiel Pierre Galante und Marcel Haedrich, die Biografien über die Modeschöpferin veröffentlichten. Während die bisherigen Bücher aber davon ausgingen, dass die Verbindung von Mademoiselle Chanel mit dem deutschen Baron vor allem erotische und amouröse Gründe hatte, vermutet Hal Vaughan ein weitaus systematischeres Doppelleben. Vaughan legt den Schluss nahe, dass beide viel tiefer in die poli-

tischen Winkelzüge des Zweiten Weltkrieges verstrickt waren.

Chanel hatte nicht nur exzellente Verbindungen zu deutschen Agenten und Würdenträgern, sondern auch zu den Briten. Ihre Männer verkehrten in den höchsten gesellschaftlichen und politischen Kreisen, so etwa der zweite Duke von Westminster, Hugh Richard Arthur Grosvenor, genannt «Bendor», der damals reichste Mann Englands. Des Weiteren waren da der baskische Illustrator Paul Iribe oder der Résistance-Poet Pierre Reverdy. Chanel war zudem eng befreundet mit dem abgetretenen britischen König Edward VIII. und späteren Duke of Windsor sowie dessen Gattin Wallis Simpson, denen bis heute eine Nähe zum Nazi-Regime vorgeworfen wird.

Die Modeschöpferin hatte offenbar keine Mühe, das eine zu tun und das andere nicht zu lassen. So liest man im ersten Kapitel über den Antisemitismus der jungen Coco Chanel, die gegenüber dem damaligen Chefredaktor von *Marie Claire* einmal sagte: «Ich fürchte nur die Juden und die Chinesen; die Juden aber noch mehr als die Chinesen.» Solche Überzeugungen hinderten Chanel aber nicht daran, den Grundstein

«Ich fürchte nur die Juden und die Chinesen; die Juden aber noch mehr als die Chinesen.»

ihres sagenhaften Erfolgs mit jüdischen Geschäftsleuten zu legen: Die Elsässer Paul und Pierre Wertheimer, die Chanel 1923 erstmals traf, schlugen Chanel die Gründung eines gemeinsamen Unternehmens vor und gaben ihr zehn Prozent der Anteile. Die Gebrüder, deren Enkel Alain und Gérard noch heute das Unternehmen Chanel kontrollieren, wurden dank des 1924 geschlossenen Deals schwerreich.

Trotz ihrer Minderheitsbeteiligung profitierte Chanel ebenfalls vom weltweiten Erfolg des Parfüms No. 5. Trotzdem fühlte sich Chanel von den Wertheimern betrogen. «Ich habe 1924 irgendwas unterschrieben. Und mich übers Ohr hauen lassen», soll sie wiederholt lamentiert haben. Während der Besatzung Frankreichs durch die Deutschen sah sie 1941 ihre Chance gekommen, es ihren Geschäftspartnern heimzuzahlen. Chanel bemühte sich, das Unternehmen der ins amerikanische Exil geflüchteten Gebrüder enteignen und arisieren zu lassen. Die Wertheimern wussten sich jedoch zu wehren.

1943 begann sich das Blatt im Zweiten Weltkrieg zuungunsten der Deutschen zu wenden. Baron Dincklage und Coco Chanel ahnten, dass es anders kommen könnte, als es sich die deutschen Besatzer erträumt hatten. Sie unternahmen zwei Reisen nach Spanien und Berlin, besetzt von der (vielleicht naiven) Idee, mit Hilfe ihrer internationalen Kontakte einen Separatfrieden zwischen Deutschland und Grossbri-

tannien zu vermitteln. Doch die «Operation Modellhut» fruchtete nicht, die Geschichte nahm einen anderen Lauf. Dincklage floh im Juli 1944 und versuchte verschiedentlich, in der Schweiz Unterschlupf zu finden. Im Monat darauf wurde Chanel, unmittelbar nach dem Abzug der deutschen Truppen, von ruppigen Männern der Forces françaises de l'intérieur (FFI) verhaftet und zum Verhör geführt, jedoch auf wundersame Weise nach wenigen Stunden wieder freigelassen, weil niemand Geringerer als der britische Premierminister Churchill zu ihren Gunsten interveniert haben soll. Nur Tage später floh Chanel nach Lausanne und kehrte erst 1954 nach Frankreich zurück. Dazwischen hatte man in Paris versucht, ihr den Prozess zu machen, die Anklage aber 1948 wieder fallengelassen.

Die Jahre des Lausanner Exils bis zu ihrem Comeback im Jahre 1954 nutzte Coco Chanel, um die Spuren des Krieges und ihrer Verstrickungen zu verwischen. Manche, auch die Wertheimern, waren daran interessiert, das nach wie vor gut laufende Geschäft mit den Parfüms nicht zu gefährden. Man versöhnte sich. Mademoiselle Chanel liess ihre Memoiren schreiben und schuf dadurch so manchen Mythos, von dem man heute weiss, dass er frei erfunden ist. Den deutschen Baron leugnete sie nicht, doch sie pochte darauf, dass ihre Beziehung zu Dincklage rein emotional motiviert gewesen war und sie nie aktiv als Agentin tätig war. So sieht es auch die Firma Chanel, die das Buch wie folgt kommentierte: «Es scheint heute klar, dass Coco Chanel während des Krieges eine Beziehung zu einem deutschen Aristokraten hatte. Natürlich war dies nicht die beste Zeit, um sich in einen Deutschen zu verlieben, doch Baron von Dincklage hatte eine englische Mutter und Coco Chanel kannte ihn schon vor dem Krieg.»

Hal Vaughan gelingt es mit seinem Buch, so manch dunkle Stelle im Leben der Gabrielle Chanel auszuleuchten. Es darf aber auch nach der Lektüre des «Schwarzen Engels» nicht einfach davon ausgegangen werden, dass Coco Chanel eine kaltblütige Agentin war. Viel eher war sie, für die launische Modebranche wohl nicht untypisch, eine windige Opportunistin, die zeitlebens die Umstände zu ihrem Vorteil zu nutzen wusste – in guten wie in schlechten Zeiten.

Mode ist naturgemäss ein diktatorisches Geschäft, und es ist kein Geheimnis, dass viele, die darin tätig sind, ein Flair für Diktatoren haben. So war das wohl auch bei Coco Chanel. Doch die ganze Wahrheit über ihre Rolle im besetzten Paris hat sie am 10. Januar 1971 mit ins Grab genommen – sie starb im Pariser Hotel «Ritz», wo sie dreissig Jahre lang wohnte.

Hal Vaughan: Coco Chanel, der schwarze Engel – Ein Leben als Nazi-Agentin. DTV. 416 S., Fr. 18.90



Geschwisterliebe in Fredi M. Murers Film «Höhenfeuer», 1985.

Das Inzest-Problem

Sexuelle Tabus sind rar geworden. Am Jahrhunderte alten Inzestverbot wird jedoch kaum gerüttelt. Weshalb eigentlich nicht?

Von Hans Ulrich Gumbrecht

Geschichtlich gesehen, gehen das deutsche Wort «Inzest» und seine Äquivalente in zahlreichen anderen europäischen Sprachen auf das lateinische Adjektiv «incastus» zurück, das mit «unkeusch» übersetzt wird. Während es aber erhebliche Vorstellungskraft verlangt, sich Situationen im heutigen Sprachgebrauch der als aufgeklärt geltenden globalen Mittelklasse vorzustellen, in der das Wort «unkeusch» keinerlei Peinlichkeit auslöste, hat das Substantiv «Inzest» – erstaunlicherweise eigentlich – einen schneidenden Ernst bewahrt. Dieser Kontrast zeigt zunächst einmal an, dass man einerseits auf die Selbst-Befreiung von allerlei (angeblich beinahe allen) «sexuellen Tabus» stolz sein möchte, aber auf der anderen Seite an dem über Inzest als «Geschlechtsverkehr mit [nahen] Verwandten» seit vielen Jahrhunderten verhängten Verbot noch kaum gerüttelt hat (einmal von jenen we-

nigen Ausnahmefällen abgesehen, die sich gegen jede übergreifende soziologische Beobachtung ins Feld führen lassen). Nur, was macht das Inzesttabu – halb (oder ganz) ironisch gesagt – so fortschrittsresistent?

Verlust an Fitness

Als Sohn von zwei Medizinerinnen, die vor 1945 in Deutschland ausgebildet wurden, bin ich mit dem (selbst ein gutes halbes Jahrhundert später für mich nur schwer zu revidierenden) «Wissen» aufgewachsen, dass alle möglichen physischen Gebrechen und geistigen Schwächen auf individuelle oder gesellschaftlich habituelle Akte von Inzest zurückgehen können, was – zumal in einer Zeit noch höchst prekärer Praxis der Geburtenkontrolle – das einschlägige Tabu durchaus «natürlich» erscheinen liess. Keine Beobachtung von unterdurchschnittlicher Intelligenz oder von körperlichen «Missbildun-

gen» (wie man damals noch ohne schlechtes Gewissen sagte) in den Dörfern nahe meiner Heimatstadt, die wir zu Erstkommunionfeiern, Schlachtfesten oder Winzermärkten aufsuchten, konnte der Reichweite dieser Erklärung entgehen – und dem Drang, sie ebenso vorwurfsvoll wie hämisch zu verbalisieren. Dabei war Medizinern aus der Generation meiner Eltern schon das viel nüchternere Wissen zugänglich, nach dem selbst ein Akt des Geschlechtsverkehrs unter Geschwistern als genetisch riskanteste Variante das Risiko der Weitergabe von Erbkrankheiten gegenüber dem Bevölkerungsdurchschnitt nur um – vergleichsweise bescheidene – 25 Prozent steigert (und dabei handelt es sich wohlgerne um eine Statistik zum Risiko der Vererbung als Potenzial, nicht zum Risiko aktueller Krankheiten oder Gebrechen). Um das Problem freilich angemessen komplex zu halten, will ich

hier schon erwähnen, dass *inbreeding* etwa bei der Zucht von Rennpferden vermieden wird, weil davon auszugehen ist, dass dies als Methode zur *inbreeding depression*, zu einem Verlust an Fitness, führen muss (Wissensdetails dieser Art und dieses Niveaus verdanke ich der eminenten Primatologin Julia Fischer aus Göttingen).

Wie immer man solche in ihrem Ausdeutungspotenzial ja eher gegenstrebige Befunde nun bewerten will, zu einer Plausibilisierung des durchgängigen Inzesttabus reichen sie jedenfalls nicht aus; schon gar nicht hinsichtlich der historischen Zeiten bis zum späten 19. Jahrhundert, denen der mögliche Zusammenhang zwischen Inzest und Krankheiten noch nicht (wissenschaftlich oder anders) erschlossen war – und noch viel weniger unter den Bedingungen der Gegenwart mit ihren vielfachen Möglichkeiten, Sex und Fortpflanzung wechselseitig zu entkoppeln. Ebenso wenig können Kulturgeschichte, Rechtsgeschichte und die heute gültige Rechtsprechung (nicht allein in den sogenannten «westlichen» Ländern) die flächendeckende Permanenz des Inzesttabus in den Gesellschaften unserer Gegenwart erklären. Denn kulturhistorisch – im weitesten Sinn – ergibt sich ein eher inkohärentes Bild.

Im Blick auf die altägyptische Gesellschaft können wir ein eigentlich banales Element des allgemeinen Bildungswissens auf den für unseren Zusammenhang entscheidenden Begriff bringen. Die Aristokratie jener Gesellschaften lebte nicht nur ohne Inzesttabu, sondern unter einem Inzestgebot, das die Geschwisterehe zur dominanten Form der Generationenabfolge machte. Die Ödipus-Geschichte illustriert dann, dass Geschlechtsverkehr zwischen Eltern und ihren Kindern



Literarische Faszination: Schriftsteller Mann.

im antiken Griechenland sanktioniert wurde, während auf der anderen Seite der Geschwisterehe – als Normalform in den mythischen Erzählungen über die Götter des Olymps – im Alltag die rechtliche Möglichkeit und gängige Praxis der Verheiratung mindestens mit Bruder- oder Schwesterkindern entsprach.

Die römische Republik und das Kaiserreich hingegen untersagten die Verheiratung mit Geschwistern oder eigenen Kindern selbst dann, wenn solche Beziehungen auf Adoption zurückgingen und deshalb allein juristisch gültigen Status hatten. Da solche Hochzeiten aber prinzipiell unter dem Verdacht standen, als Strategien zur Maximierung des potenziellen Erbteils einzelner Personen missbraucht zu werden (zum Beispiel zugunsten einer mit ihrem Adoptivvater verheirateten Frau, die nach dem Tod des Manns sowohl das Erbeil

Die römische Republik und das Kaiserreich untersagten die Verheiratung mit Geschwistern.

für die Witwe als auch jenes für die Tochter in Anspruch nehmen konnte), wurde «Inzest» eigentlich nur bei Mitgliedern der wohlhabenden Oberschichten rechtlich verfolgt.

Die Antwort von Claude Lévi-Strauss

Ähnlich inkonsistent wie das kulturgeschichtliche Panorama sieht die internationale Situation der einschlägigen Gesetzgebung in unserer Gegenwart aus. Allein in Nordamerika, Australien, Grossbritannien und einigen zentraleuropäischen Ländern ist Inzest prinzipiell untersagt. Frankreich hob entsprechende Verbote schon 1810 auf, und auch in Indien ist Inzest unter Erwachsenen nicht strafbar, Russland schliesst nur die inzestuöse Ehe durch ein Rechtsverbot aus, in Finnland unterliegt sie der Verpflichtung zu einer vorherigen Beratung, während in allen afrikanischen und den meisten asiatischen und südamerikanischen Ländern keine entsprechenden Rechtsvorschriften bekannt sind.

Heute engagieren sich in Deutschland, einem der innerhalb dieses Kontexts eher verbotsorientierten Länder, die Grünen für eine Aufhebung solcher Sanktionen, was mir – um es betont subjektivistisch zu formulieren – unvergleichlich sympathischer ist als die in diesen Tagen häufig erwähnten Tendenzen derselben Partei, die Aufhebung von Pädophilieverboten zu betreiben.

Denn Pädophilie impliziert eine unvermeidliche, im Hinblick auf langfristige psychische Traumata auch unvermeidlich gefährliche Asymmetrie zwischen den Teilnehmern am Geschlechtsverkehr, wie sie bei einer auf Konsens beruhenden inzestuösen Beziehung unter Erwachsenen ausgeschlossen ist. Also noch einmal, bevor dieses Panorama immer

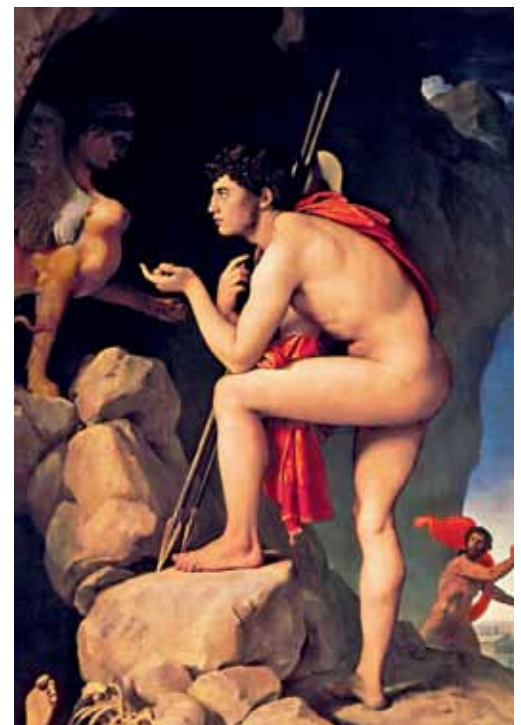
komplexer – und mithin potenziell verwirrender – gerät: Was ist eigentlich das Problem mit dem Inzest, zumal im frühen 21. Jahrhundert?

Niemand hat die Entwicklung einer kulturell-soziologischen (und also nicht biologischen) Antwort auf diese Frage weiter getrieben als der grosse Claude Lévi-Strauss, der erstens betonte, dass Inzesttabus als Endogamieverbote sich unvermeidlich als Exogamiegebote auswirken; und der zweitens die These aufstellte, dass erst durch solche Exogamiegebote die Familie als biologische Einheit hin zur Gesellschaft als kulturelle Einheit überschritten wird.

Auch im «Mann ohne Eigenschaften»

Ganz im Gegensatz zu der Position von Lévi-Strauss besetzt kein Trieb in Sigmund Freuds Theoriegebäude eine derart zentrale Stelle wie die «ödipale» erotische Anziehung zwischen Kindern und ihren Eltern. Nicht zufällig wohl war Freuds Zeit auch die Epoche einer grossen literarischen Faszination der Geschwisterliebe, die ihren Höhepunkt in Thomas Manns Erzählung «Wälsungenblut» und in den unvollendeten späten Teilen von Robert Musils Roman «Mann ohne Eigenschaften» erreichte.

Man könnte den sichtbar gewordenen Gegensatz zwischen den einschlägigen Theorieprämissen bei Freud (Betonung der Inzestfaszination) und bei Lévi-Strauss (problemlose Einklammerung der Inzestmöglichkeit) als emblematisch für eine anthropologisch grundlegende Ambivalenz ansehen, in der wohl auch die Basis für die beobachtete Inkonsistenz der kulturellen und juristischen Befunde auszumachen ist. Denn ohne Zweifel gibt es einerseits vitale Instinkte der Inzestvermeidung und andererseits die prononcierte



Sanktionen: Ödipus.

Rechtslage in der Schweiz

Für das Schweizerische Strafgesetzbuch (StGB) ist Inzest ein «Verbrechen und Vergehen gegen die Familie». Artikel 213 hält fest: «Wer mit einem Blutsverwandten in gerader Linie oder einem voll- oder halbblütigen Geschwister den Beischlaf vollzieht, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder Geldstrafe bestraft.» Verboten ist Sex also mit der Mutter, dem Grossvater, der Tochter und dem Enkel sowie der leiblichen Schwester – nicht aber mit dem Onkel, der Nichte oder dem Adoptivbruder. Strafflos bleiben Minderjährige, «wenn sie verführt worden sind». Als Beischlaf gilt lediglich vaginaler Verkehr, andere sexuelle Praktiken bleiben straffrei.

Vor zwei Jahren wollte der Bundesrat das Inzestverbot im Rahmen einer StGB-Revision abschaffen. Begründung: Die Bestimmung habe bloss marginale Bedeutung. In den letzten zehn Jahren gab es pro Jahr gerade mal zwei bis drei Verurteilungen. Dabei waren immer auch andere Straftatbestände wie Unzucht mit Minderjährigen gegeben. Die Reaktionen in der Vernehmlassung waren überwiegend ablehnend. Im Moment ist die Revision zurückgestellt. (cal)

Faszination inzestuöser Erotik. Ein öffentliches Engagement zur Legalisierung von konsensuell inzestuösen Beziehungen unter Erwachsenen kann ich mir zum Beispiel problemlos vorstellen, obwohl ich einen substanziellen Horror beim Gedanken an Sex mit meinen Töchtern empfinde (von meiner Schwester oder meiner Mutter gar nicht zu reden). Beweist so eine Selbstbeschreibung, dass ich psychoanalytischer Therapie bedarf, um einen evidenten «Widerstand» gegen meine schlummernden inzestuösen Begierden zu brechen?

Die Lage ist etwas weniger freudianisch – das heisst immer auch: etwas gelassener – zu sehen.

Ich denke (und hoffe), die Lage ist etwas weniger freudianisch – und das heisst immer auch: etwas gelassener – zu sehen. Erst als ich begann, über das Inzestthema nachzudenken, wurde mir als naturwissenschaftlich ungebildetem Intellektuellen klar, dass endogame («inzestuöse») Beziehungen unter Tieren die durchgängige, tatsächlich durch vielfache Instinktmechanismen (*inbreeding avoidance*) blockierte Ausnahme sind. Daraus geht mit an Gewissheit grenzender Wahrscheinlichkeit hervor, dass über genetische Vermittlung solche Vermeidungsinstinkte auch in Menschen

angelegt sind. Hier muss der Ursprung der Inzestvermeidung liegen – und natürlich des Inzesttabus. Zugleich lässt sich mit Claude Lévi-Strauss – innerhalb einer anderen, nun nicht mehr naturwissenschaftlichen, sondern kulturell-sozialen Logik – schliessen, dass Instinktdispositionen wie die der Inzestvermeidung regelmässig auch die Begierde nach ihrer Überwindung hervorbringen. Und genau so muss die Inzestfaszination entstanden sein.

«Ursprung der Tragödie»

Diese einerseits angeborene, andererseits kulturell ererbte Ambivalenz zwischen zwei gegenläufigen Dispositionen kann weder durch reprimierende noch durch permissive Gesetze je aufgehoben werden. Deshalb macht sie, wie es Jean-François Lyotard einmal formuliert hat, «die Familie zum Ursprung und Ort der Tragödie» (oder des *double bind*, wie man etwas moderner sagen kann). Das heisst zu einem sozialen und psychischen Ort, wo die Option für eine von zwei Möglichkeiten immer Gefahr läuft, sich als Nichtgenügen gegenüber der anderen Möglichkeit zu rächen.

Hans Ulrich Gumbrecht ist Albert Guérard Professor in Literature an der Stanford University (USA).



FM 93.6
RADIO DIE WELTWOCH

ROGER G E G E N ROGER



ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.

LIVE AUS DEM ROMANTIK SEEHOTEL SONNE, SEESTRASSE 120 IN KÜSNACHT

4. NOVEMBER 2013 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17:00 UHR

EINTRITT NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO1.CH](mailto:tickets@radio1.ch) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).

sonne
Romantik Seehotel
Küsnacht am Zürichsee



FÜR RENDITEJÄGER: JETZT 66% GÜNSTIGER.

Fundierte Meinungen. Klare Analysen. Tagesaktuell auf allen digitalen Kanälen.

Jetzt die «Finanz und Wirtschaft» **3 Monate für nur 49.40 Fr. statt 143.- Fr.** (im Einzelverkauf). Ihre Ersparnis: 66%. Kostenlos dazu: Zugang zum kompletten Onlineangebot von fuw.ch. Bestellen Sie jetzt Ihr persönliches Abo unter 044 404 65 55 oder fuw.ch/abo-angebot.



«Am Anfang war es Hass»

Der Niederländer Leon de Winter lässt in seinem neuen Roman den ermordeten Filmemacher Theo van Gogh auferstehen. Ein Gespräch über die Wut auf einen Toten, die Gefahren der Provokation – und die Frage, warum sich die Zukunft des Islam in Europa entscheiden könnte. *Von Claas Relotius*

Marokkanische Terroristen halten Amsterdam in Atem. Ein jüdischer Drogenboss findet plötzlich seine Bestimmung. Und der ermordete Filmemacher Theo van Gogh bekommt als Engel den Auftrag, die Welt zu retten. In seinem neuen Roman «Ein gutes Herz», der Fiktion und Realität vermischt, spart Leon de Winter weder mit Ressentiments noch mit ironischer Fantasie. Beim Treffen in einem Hotel an der Hamburger Alster erklärt der Autor, was ihn zu diesem Parforceritt getrieben hat.

Herr de Winter, sind Sie ein nachtragender Mensch?

Sie meinen, weil ich ein Buch über jemanden geschrieben habe, der mir einmal sehr weh getan hat?

Theo van Gogh, der Sie bereits ab den achtziger Jahren immer wieder beleidigt und provoziert hatte, ist seit mittlerweile neun Jahren tot. Nun verleihen Sie ihm in Ihrem neuen Roman Flügel und lassen ihn zum Schutzengel werden. Etwas Schlimmeres hätten Sie ihm wohl nicht antun können.

Theo hat sich selbst sicher in vielerlei Rollen gesehen, vor allem in der des Provokateurs und Feindbilds, aber sicher nicht als Engel. Dass dann auch noch ausgerechnet ich die Chuzpe besitze, ihm postum diese Rolle überzustülpen, hätte ihn sicher masslos geärgert – da haben Sie recht. Andererseits hat er sich auch nie darum geschert, was er anderen Menschen mit seinen Beleidigungen antat.

Warum musste er in Ihr Buch?

Ich hatte das überhaupt nicht geplant. Eigentlich wollte ich einen klassischen Thriller schreiben. Und zwar über einen Terroranschlag in den Niederlanden. Die Vorlage dafür war die Geiselnahme im russischen Beslan. Ich wollte ausloten: Was, wenn dies auch in meiner Heimat geschieht? Und vor allem: Wie gehen wir damit um? Wenn man so ein Thema behandeln will, dann sollte man auch überzeugend sein und selbst glauben, was man da erfindet. Also habe ich viel recherchiert, insbesondere auch was die Radikalisierung junger Muslime, die in Europa leben, betrifft. Dabei bin ich dann unweigerlich immer wieder bei der Ermordung Theo van Goghs gelandet.

Er wurde 2004 in Amsterdam auf offener Strasse von einem jungen Islamisten getötet, der in den Niederlanden aufgewachsen war.

Theo hatte die Muslime immer wieder

masslos provoziert. Wo er öffentlich auftrat, nannte er sie «Bartaffen», «Scheissmarokkaner» und «Ziegenficker». Doch diese Tat war bestialisch. Er war gerade auf dem Weg zur Arbeit, als ihn an einer Strassenecke ein junger Mann vom Fahrrad riss und ihm mit einem Fleischermesser den Kopf abhackte. Der Name dieses jungen Mannes war Mohammed Bouyeri, ein Sohn marokkanischer Einwanderer, der in meiner Heimat aufgewachsen war und sogar studiert hatte. Ich wollte eigentlich ergründen, wie dieser 26-Jährige so weit gehen konnte. Eines Nachts stiess ich bei meinen Recherchen dann jedoch auf ein Youtube-Video, das zeigte, wie Theo van Gogh einige Jahre zuvor in einer Talkshow gesessen und mich auf entsetzliche Art beleidigt hatte.

Das war doch keine Neuigkeit. Sie hatten eine Art Dauerfehde.

Nein, nur er hatte eine Dauerfehde mit mir. Er warf Ihnen wiederholt vor, Ihre jüdische Herkunft zu Geld zu machen.

Was immer ein absurder Vorwurf war und zu den weiteren antisemitischen Äusserungen passte, mit denen er um sich warf. War er ein Antisemit? Vielleicht schon, vielleicht auch nicht. Jedenfalls konnte ich mit diesen Provokationen immer ganz gut leben. In dieser Talkshow aber ging er mindestens drei Schritte zu weit. Er wurde dort auf einen Satz angesprochen, den er offenkundig kurz davor über mich und meine Frau in einem Essay geschrieben hatte, nämlich: «Wenn die miteinander ficken, bindet sie ihm Stacheldraht um seinen Penis. Und wenn er kommt, schreit er: <Treblinka! Treblinka!>» Ich hatte von diesem Satz nicht ein einziges Mal gehört, bis ich dieses Video sah. Und ich war geschockt. Noch schlimmer als diese würdelose Beleidigung aber war, wie Theo diesen Satz dann noch rechtfertigte. Er sagte, er sei auf dieses Bild gekommen, weil ihm ein Freund erzählt habe, ich sei besessen davon, Stacheldraht aus ehemaligen Vernichtungslagern zu sammeln. Eine glatte Lüge! Aber an den Gesichtern und an der Reaktion der Zuschauer konnte ich sehen: Die glaubten ihm alle und dachten plötzlich, dieser de Winter hat wohl wirklich den Verstand verloren.

Theo van Gogh war schon mindestens sechs Jahre tot, als Sie dieses Video sahen. Trotzdem hat Sie dies derart getroffen?

Aber ja! Es hat mich tief verletzt. Ich war ausser mir vor Wut. Ich wusste, dass ich irgend-

wie auf diese Ungeheuerlichkeiten reagieren musste und wollte. Aber wie? Mit dem Ärger auf einen Toten umzugehen, ist nicht so leicht, da man diesem Ärger nur schwer Luft verschaffen kann.

Haben Sie sich machtlos gefühlt?

Das ist noch untertrieben. Ich konnte damals einige Nächte lang nicht schlafen. Bis mir irgendwann klar wurde, dass ich gar nicht so machtlos bin. Ich bin ja Schriftsteller, und als solcher kann ich mich auch mit Leuten auseinandersetzen, die eigentlich längst nicht mehr am Leben sind. Eines Nachts erschien mir Theo im Traum und sagte: «So, du Arschloch: Jetzt hast du das Video gesehen. Jetzt darfst du mit mir machen, was du willst.»

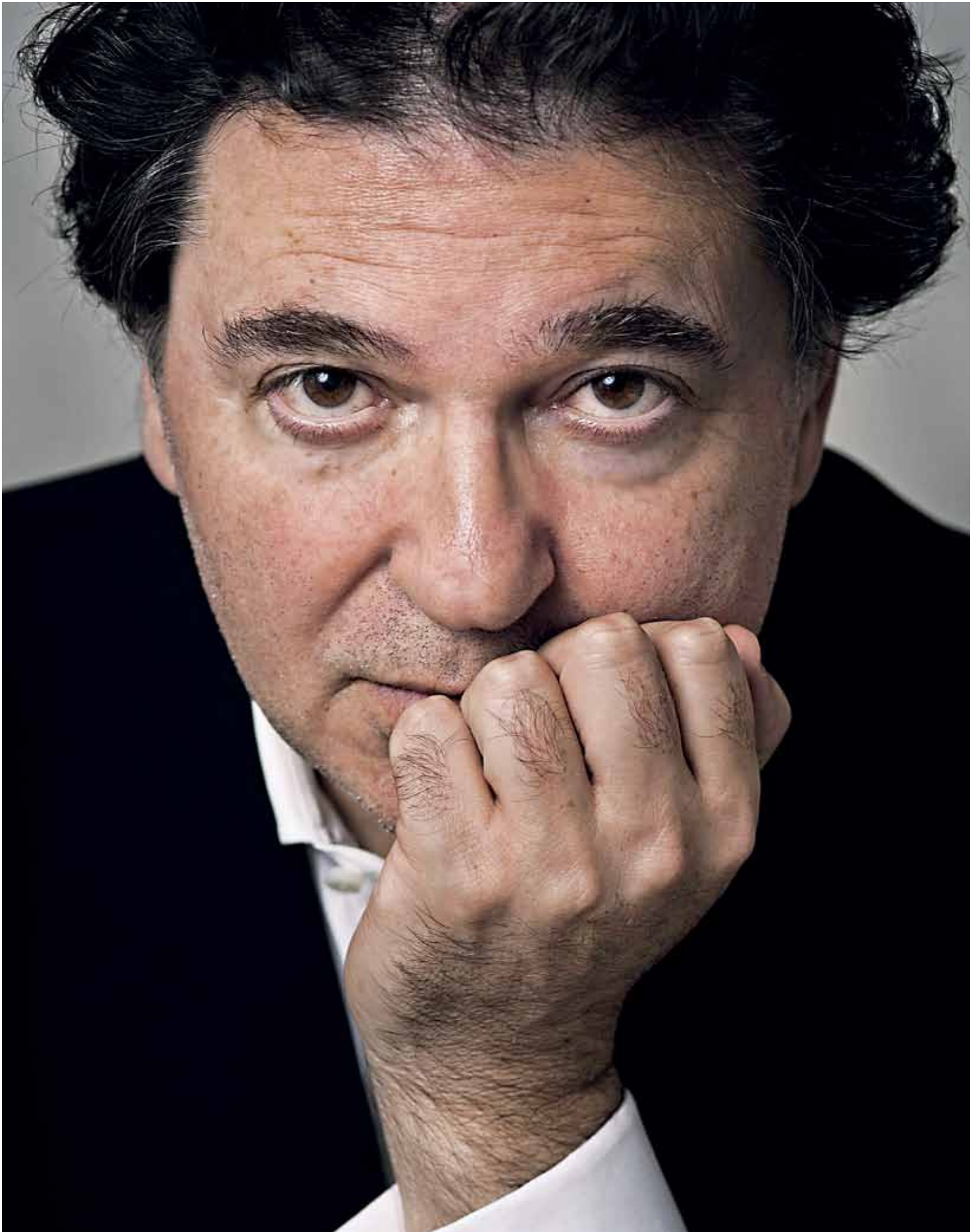
Als Sie den Roman schrieben, lebten Sie mit Ihrer Familie im kalifornischen Santa Monica – und zwar in genau jenem Haus, in welchem der Staranalytiker Ralph Greenson einst Marilyn Monroe therapiert hatte. Hat Sie diese Umgebung inspiriert?

Ich weiss, es klingt albern, aber ich hatte dann und wann schon das Gefühl, dass Marylins Geist irgendwo durchs Haus schwebte. Vielleicht hat mich die Mystik der Umgebung auch dazu gebracht, im Traum mit Theo zu sprechen – wer weiss. Jedenfalls habe ich dies als Botschaft begriffen, dass er eine Figur in meinem Buch sein sollte. Der Gedanke, sich über den Roman mit ihm auseinanderzusetzen, war für mich augenblicklich wie eine Befreiung.

Wenn Sie von einer «Befreiung» sprechen, klingt es, als hätten Sie mit ihm abrechnen wollen. Tatsächlich lassen Sie ihn aber doch in einem sehr milden Licht erscheinen.

Beides stimmt. Am Anfang war es Hass. Ich wollte es Theo mit gleicher Münze zurückzahlen. Beim Schreiben aber habe ich immer mehr gemerkt, dass ich das gar nicht kann. Ich konnte ihn nicht vernichten. Stattdessen wurde er mir leider immer weniger unsympathisch. Gelegentlich empfand ich sogar Reue. Das ist das Tolle an der Arbeit als Schriftsteller: Manchmal gelingt einem etwas, wozu man in der blossen Wirklichkeit eigentlich nicht fähig ist. Schliesslich fand ich es dann spannender, eine satirische Perspektive einzunehmen und den auch dort oben saufenden und pöbelnden Theo, ganz so wie er nun mal war, an die Himmelpforte klopfen zu lassen.

In Ihrem Roman ist er dort umgeben von Bewährungshelfern und Läuterungs-



«*Marilyns Geist*»: Schriftsteller de Winter.

beratern. Schliesslich erhält er sogar die Chance, vom Jenseits aus in Terroranschläge einzugreifen, die eine Gruppe radikalislamischer Jugendlicher in Amsterdam verübt, um seinen Mörder freizupressen.

Ja, Theo wird da plötzlich zu einem um sein Heimatland besorgten Engel. Wer weiss: Vielleicht war er das ja auch viel mehr, als wir alle jemals gedacht haben? Das Absurde ist ja, dass er und ich über Jahrzehnte als tiefe Feinde galten, obwohl wir uns in all der Zeit niemals persönlich begegnet sind. Ich glaube, wenn wir uns mal getroffen und unter anderen Umständen ausgetauscht hätten, dann hätten wir auch so etwas wie Freunde werden können.

Hätten Sie ihm als Freund geraten, vorsichtiger zu sein?

Ich hätte ihm gesagt: «Theo, man spielt nicht mit den Löwen.» Heute morgen las ich in einer Zeitung, dass allein in Grossbritannien in den letzten beiden Jahren 241 Terrorverdächtige festgenommen worden sind, die Mehrzahl davon radikale Islamisten. Das ist eine sehr grosse Zahl. Und die Bedrohung durch diese Leute ist ziemlich real.

Beim Lesen Ihres Buches fällt auf, dass Sie auch van Goghs Mörder Bouyeri sowie den Terroristen, die dessen Freilassung fordern, nicht unversöhnlich begegnen. Inwieweit haben Sie sich tatsächlich in deren Gedankenwelt hineinversetzen können?

Jede Romanfigur kann nur überzeugend sein, wenn ich sie mit Respekt anfasse. Also muss ich mich auch mit den Terroristen identifizieren können. Das Spannende daran ist ja: Dass immer mehr junge Muslime, die bei uns in Europa aufwachsen, sich radikalieren und den Islam fundamentalistisch interpretieren, ist eine Tatsache. Andererseits wird niemand als Terrorist geboren. Wie kommt es also dazu? Die Religion spielt dabei sicher eine Rolle, aber sie kann nicht als einzige Ursache gelten. Diese Leute wachsen ja in keinem Vakuum auf. Sie sind umgeben von einer wirklichen Welt, haben echte Freunde und echte Familien. Da passiert irgendetwas mit ihnen. Man muss die Frage stellen: Warum werden die radikalen Elemente der islamischen Theologie für sie so interessant?

In Ihrem Roman geht es um einen Sohn, der sich von seinem Vater verraten und verlassen fühlt. Ist das Ihre Erklärung?

Vielleicht ist es ein Teil einer Erklärung. Es gibt sicher diese Verwahrlosung, die dazu führt, dass junge Menschen, die ohnehin viel Wut in sich tragen, sich von der normalen Gesellschaft entfernen und ihre Wut immer schwerer auf gesunde Weise kanalisieren können. Auch niederländische Jungen tragen diese Wut in sich, das ist ganz normal. Trotzdem ziehen sie aber eben nicht in den Dschihad, sondern hängen vor der Play-

Leon de Winter

Der Niederländer, geboren 1954 in 's-Hertogenbosch, wuchs als Sohn orthodoxer Juden auf, die beinahe die einzigen Holocaust-Überlebenden in seiner Familie waren. Er studierte an der Bavaria-Filmakademie in München sowie an der Filmakademie Amsterdam, bevor er bereits im Alter von 22 Jahren seine ersten Erzählungen veröffentlichte. Seinen Durchbruch erlebte de Winter 1981 mit dem Roman «Suchen nach Eileen W.». Zu seinen Bestsellern zählen weiterhin «Place de la Bastille» (1981), «Leo Kaplan» (1986), «Sokolows Universum» (1992) und «Der Himmel von Hollywood» (1997), der unter der Regie von Sönke Wortmann verfilmt wurde. 2002 erhielt de Winter den Welt-Literaturpreis für sein Gesamtwerk. Leon de Winter ist verheiratet mit der Schriftstellerin Jessica Durlacher, mit der er zwei Kinder hat. Er lebt in Amsterdam und Kalifornien.

station ab. Das ist auch ziemlich frustrierend, wenn man mal länger darüber nachdenkt, aber um ganz ernst zu bleiben: Je weniger junge Leute in ihrem Umfeld ein Ventil für ihren Zorn und ihre Unzufriedenheit finden, desto anfälliger werden sie zwangsläufig für die Traumbilder einer Parallelwelt und damit eben auch für eine radikale Interpretation des Islam. Ich weiss aus persönlichen Begegnungen, dass es in den Niederlanden viele Muslime gibt, die auf der Suche nach Vorbildern sind und keine finden. Jetzt sehen diese jungen Leute im Fernsehen Bilder aus Syrien und denken: «Da will ich auch hin. Das ist mein Kampf.» Nach Syrien gehen, das ist dann plötzlich Rock 'n' Roll. Und dies hängt auch mit der Theologie des Islam zusammen. In einem islamisch geprägten Umfeld wird der Krieger und wird die Gewalt gepriesen, während, genau gegenteilig, all das in unserem Kulturkreis abgelehnt wird.

Sie klingen damit fast wie der Publizist Ralph Giordano, welcher die Ansicht vertritt, dass derjenige, der ein frommes muslimisches Leben führen will, früher oder später zum heiligen Krieger werden muss, weil es innerhalb der Tradition keine Möglichkeit gebe, den Islam zu entschärfen. Das ist doch recht undifferenziert.

Es gibt viele Muslime, vor allem Mädchen und junge Frauen, die sich bei uns in Europa toll entwickeln und die schon jetzt eine moderne, liberale Form der Glaubensausübung gefunden haben. Das ist ohne Zweifel die Mehrheit, keine Frage! Aber Tatsache ist auch, dass es trotzdem eine gefährliche Minderheit gibt, die sehr wohl ein gewaltbereites und kriegeri-

ches Potenzial in sich trägt. Wahrscheinlich ist die Gruppe derer, die wirklich radikal aktiv sein wollen, ziemlich klein. Aber sie existiert. Und ich fürchte, dass die Fan-Gemeinde um diese Leute herum deutlich grösser ist.

Sie haben nach der Ermordung Theo van Goghs im Jahr 2004 einmal geschrieben, die Zukunft des Islam werde sich nicht in Afghanistan oder Saudi-Arabien, sondern in Europa entscheiden. Worin genau besteht Ihrer Meinung nach die Einflusskraft unseres Kulturkreises?

In dessen blosser Existenz und darin, dass sich die vielen Muslime, die hier leben, damit auseinandersetzen müssen. In der islamischen Theologie hat man nie in Rechnung gezogen, dass grössere Gruppen von Muslimen in einer Welt der Ungläubigen oder Andersgläubigen leben. Es gibt keine Regel hierfür, da die Regeln des Islam im 8. und 9. Jahrhundert entstanden sind. Die Frage ist daher nun: Wie lebt man zusammen mit den Ungläubigen? Man kann sich ja nicht völlig ausschliessen von der ungläubigen Umwelt. Das ist eine Herausforderung für viele Muslime, und da entsteht etwas Neues, das auch die Auslegung des Islam ganz allgemein verändern könnte.

Inwiefern?

Der Islam kann nur überleben, wie jede andere Religion übrigens auch, wenn er sich für die Modernität öffnet und wenn er seinen Anhängern gestattet, freiheitlich zu denken. Dazu gehört auch, offen für Selbstkritik zu sein und so etwas zu etablieren, das wie unsere Bibelforschung funktioniert, die es hier im Westen schon seit Jahrhunderten gibt. Es war nicht einfach, als Menschen damit anfangen, über die Bibel nachzudenken und zu analysieren: Ist das wirklich alles passiert? Was sind Mythen? Warum gibt es keine zeitgenössischen Geschichten über Jesus? Und hat Moses wirklich gelebt? Es war und ist aber für unsere und für jede moderne Gesellschaft ungemein wichtig, dass solche Fragen gestellt werden dürfen. Heute wird in jeder europäischen Kleinstadt Islamwissenschaft als Studienfach angeboten. Man würde aber mit seinem Leben spielen, versuchte man, selbiges in Saudi-Arabien oder Ägypten zu etablieren. Das Problem daran ist, dass sich das unfreie Denken nicht auf Religion beschränkt. Wenn man über das Fundament einer Gesellschaft, ob nun die Bibel oder der Koran, nicht frei denken kann, dann beschränkt dies zwangsläufig auch das Denken über andere Bereiche des Lebens, wie zum Beispiel die Wissenschaft. Warum gibt es keine muslimischen Nobelpreisträger?

Sie halten den Islam grundsätzlich für bildungsfeindlich? Die akademische Rückständigkeit muslimischer Länder ist doch vielmehr auf historische und sozioökonomische Faktoren zurückzuführen. Im katholischen Südamerika sieht die Lage kaum anders aus.

Wir stellen aber fest, dass viele Muslime sich erst frei entwickeln und ihr volles Potenzial abrufen können, wenn sie nach Europa kommen. Und dies hängt sicher auch mit einem freiheitlicheren Denken zusammen. Diese Menschen sind ebenso intelligente, reiche und kluge Menschen wie wir. Aber solange man sich einschliesst in der mythischen Sicherheit der Tradition, so lange versteinert man und verliert den Anschluss zur Modernität. Die Krise, die wir jetzt in Ägypten erleben, ist die Krise der Modernität. Sind die Muslime imstande, sich zu öffnen für eine liberalere Gesellschaft? Ist es möglich, neue Gesetzesformen zu entwickeln? Die Antworten darauf müssen in der arabischen Welt selbst gefunden werden. Wir sollten uns da nicht einmischen. Aber wir sollten offen und dialogbereit bleiben.

Ihr Heimatland, das sich immer zugutehielt, die Spannungen einer Einwanderungsgesellschaft toleranter zu bewältigen als die Nachbarn, hat in den letzten Jahren einen starken Rechtsruck erlebt. Die Partei für die Freiheit (PVV) um Geert Wilders geht sogar so weit, ein Verbot des Korans in den Niederlanden zu propagieren.

Das ist weltfremd. Das Programm dieser Partei ist nicht auf das Regieren ausgelegt, sondern auf blossen Protest. Natürlich ist

dies populistisch und das falsche Signal. Dialogbereitschaft sollte anders aussehen.

Wären jetzt Wahlen, würde die Partei mit ihrem zuwanderungsfeindlichen Programm immerhin 20 bis 25 Prozent der Stimmen bekommen.

Es wären Proteststimmen, aber auch diese haben nun mal Gewicht. Ich glaube, dass viele Teile der Bevölkerung verunsichert sind, was das Thema Zuwanderung betrifft, und dass sich deshalb diese Frontstellungen und Abwehrreflexe aufbauen, die es noch vor einigen Jahren in der Form nicht gab. Auch die Ermordung Theo van Goghs hat damals sicher dazu beigetragen und weitere Spannungen provoziert. Wir sollten aber nicht den Fehler machen und uns dem zu sehr verschliessen. Wenn wir sehr genau wissen, wer wir sind und was wir von unseren gesellschaftlichen Errungenschaften verteidigen sollten, dann können Migranten eine Bereicherung sein. Wir brauchen sie ja sowieso, denn wir haben in der Zukunft viel zu wenig Kinder.

Über eine Sache müssen wir noch reden: Sie treten in Ihrem neuen Roman auch selbst auf ...

Natürlich. Wenn Theo auftritt, darf ich doch nicht fehlen.

Sie beschreiben sich als einen anstrengenden Schriftsteller – ein bisschen zu fett, ein bisschen zu alt, ein Typ, der beim Radfahren

keucht und ständig rechte Sprüche klopft. Was hat Ihre Frau dazu gesagt?

Meine Frau war amüsiert, als sie dies zum ersten Mal gelesen hat. Ich fürchte, sie hat mich darin gut wiedererkannt.

In der fiktiven Welt, die Sie entwerfen, werden Sie sogar zum gehörnten Ehemann.

Meine Frau verlässt mich, weil sie genug hat von der rechten Scheisse, die ich ständig verbreite.

Koketterie oder reale Angst?

Mir war beim Schreiben klar: Wenn ich mich in die Geschichte einbringe, muss ich auch meine Frau einbringen. Aber das wäre viel zu kompliziert geworden. Ich wollte sie lieber raushalten. Also musste ich eine andere Lösung für die Geschichte finden, nämlich die, dass sie mit einem anderen durchbrennt. Meine Frau fand das offenkundig nicht besonders abwegig. Ich habe sie dann gefragt, was das für ein Typ sein müsste, für den sie mich abserviert, und sie antwortete wie auf Knopfdruck: «Ein gutaussehender kalifornischer Architekt.» Es ist nicht so, dass mich diese Antwort überrascht hätte. Aber wie schnell sie kam – so als hätte meine Frau schon tausendmal darüber nachgedacht und würde auch mit ihren Freundinnen über nichts anderes sprechen –, das hat mich schon beunruhigt.

Leon de Winter: Ein gutes Herz. Diogenes. 512 S., Fr. 32.90

Bodenmanns Kolumne lesen? Oder Mörgelis? Schwaningers? Zimmermanns? Oder lieber gleich selbst Kolumnist werden?

Gewinnen Sie ein
Relax-Weekend:
sympany.ch/win

Das Leben sollte wieder einfacher werden.

Gewisse Entscheidungen werden Ihnen leicht gemacht: Sympany bietet Ihnen einen persönlichen Service und Versicherungen, die einen umfassenden Schutz garantieren – für Singles, Familien und Unternehmen. Entdecken Sie die erfrischend andere Versicherung. www.sympany.ch

sympany
versicherungen



Erlaubt ist, was gefällt: die eidgenössische Vereinslandschaft in der Fotoserie von Ursula Sprecher und Andi Cortellini.

Wir Vereinsmeier

Von Daniele Muscionico

Wo beginnt der Verein? Und wo endet er? Gehören zwei, die zusammenstehen, bereits dazu? Oder ist man erst als vereinte Triole vereinstüchtig? Ist die Inflation der Vereine hierzulande Teil der Schweizer Krankheit wie das Leiden unter Heimweh? Ist der Verein vielleicht die Antwort auf eine Sehnsucht nach mentalem Grund und Boden?

Fragen über Fragen. Ungefragt wahr ist indessen: Schweizersein ohne Vereinszugehörigkeit galt lange Zeit als ungehörig. Das Ich sollte aufgehen im Wir. Jedes Handörgeli verlangte nach einem zweiten, jedes gymnastische Bein bewegt sich geschmeidiger im gymnastischen Verbund. Und jede Stimme, ob gestimmt oder nicht, geht auf oder unter in den vielen eines Chors.

Ob Kaninchen oder Karneval, ob Brieftaube oder Briefmarke, es geht um Wertegemeinschaften, und erlaubt ist, was gefällt. Oder Steuervorteile bringt. Rund 100 000 Vereine gibt es in der Schweiz, und fast jeder Zweite, jede Zweite ist diesbezüglich organisiert und hat für sich einen emotionalen Vereinsanker gefunden. Seine Clique, seine Liga, seine IG-Ich-bin-auch-dabei. Und was wären die sozialen Netzwerke heute anderes als ein Serviceklub, als ein Verein in seiner ursprünglichen Funktion? Mit einem feinen Unterschied vielleicht: Wo früher Gemeinsinn war, herrscht heute das Ich als Marke und Logo.

Die Schweizer Fotografen Ursula Sprecher und Andi Cortellini haben sich ein Bild gemacht über die eidgenössische Vereinslandschaft von vorne und von hinten. Und nichts wird dem Zufall überlassen, wenn sie die Vereinsmeier als buntes Fresko inszenieren; punktgenau ist die Wahl des Ortes, der Vereinskostüme und die szenische Hierarchie, in welcher man frontal Position bezieht vor dem Betrachter. Und das Ergebnis? Es ist eine komisch-ironische, eine mit vereinten Kräften inszenierte Familienaufstellung Schweizer Art.

Also darf gerätselt werden: Welches Bild zeigt den Tauchklub Dintefisch? Mitglieder: 48. Jahreshöhepunkt: Klubreise, zum Beispiel nach Ägypten ans Rote Meer. Sprecher und Cortellini haben die Pilzkundler porträtiert und die Pudelsachverständigen, die Majoretten-Freaks, die Strickgruppe, den Campingklub, die Gemeindefeuerwehr, die Freunde der Tätowierung oder den Verein Swiss Garrison (Serving the 501st Legion), einen Fanklub des «Star-Wars»-Universums. Glücklicherweise ein Land, in dem vereint sein glücklich macht.

Freizeitfreunde. Ursula Sprecher, Andi Cortellini. Kehrer



Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Khaled Hosseini:** Traumsammler (S. Fischer)
- 2 (3) **Cecelia Ahern:** Die Liebe ... (Fischer Krüger)
- 3 (2) **Jussi Adler-Olsen:** Erwartung – Der Marco-Effekt (DTV)
- 4 (4) **Joël Dicker:** Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert (Piper)
- 5 (6) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ... (Carl's Book)
- 6 (5) **Gillian Flynn:** Gone Girl – Das perfekte Opfer (Fischer Scherz)
- 7 (7) **Alex Capus:** Der Fälscher, ... (Hanser)
- 8 (9) **Franz Hohler:** Gleis 4 (Luchterhand)
- 9 (–) **Jussi Adler-Olsen:** Verachtung (DTV)
- 10 (10) **Urs Widmer:** Reise an den Rand des Universums (Diogenes)

Sachbücher

- 1 (1) **Christiane V. Felscherinow, Sonja Vukovic:** Christiane F. ... (Levante)
- 2 (2) **Malala Yousafzai, Christina Lamb:** Ich bin Malala (Drömer/Knaur)
- 3 (3) **Alain Sutter:** Stressfrei glücklich sein (Giger)
- 4 (4) **Guinness World Records:** 2014 (Bibliographisches Institut)
- 5 (5) **Mary C. Neal:** Einmal Himmel und zurück (Allegria)
- 6 (6) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland:** Myboshi 3.0 (Frech)
- 7 (9) **Hans Küng:** Erlebte Menschlichkeit (Piper)
- 8 (7) **Annemarie Wildeisen:** Mein Küchenjahr (AT)
- 9 (–) **Ursula von Arnx:** Liebe, lebenslanglich (Kein & Aber)
- 10 (8) **Louise Hill:** Teufelskreis – Mein bitteres Leben mit dem Zuckerbäcker (Wörterseh)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Achtung, fertig, WK!

Knapp 50 000 Zuschauer sahen die Armeekomödie «Achtung, fertig, WK!» am ersten Wochenende an. Dies ist der erfolgreichste Kinostart eines Schweizer Spielfilms seit sieben Jahren. Ausserordentlich ist nicht nur der grosse Zuspruch. Im Zentrum des Medieninteresses steht bei diesem Film für einmal nicht der Regisseur (Oliver Rihs) oder einer der Hauptdarsteller (Marco Rima, Matthias Britschgi), sondern Drehbuchautorin Güzin Kar. Dass mit ihr eine Frau, zudem eine geborene Türkin, eine Komödie über die Schweizer Armee schrieb, ist eine schöne Pointe. Kars Wahl ist aber kein PR-Gag der Produzenten: Sie ist schlicht eine der originellsten und witzigsten Autorinnen der Schweiz. Die «One-Woman-Randgruppe», wie sie sich selbst nennt, hat der Hauptfigur, dem WK-Soldaten Stüssi, übrigens einen grossartigen zivilen Beruf mitgegeben: Er ist Schwangerschafts-yogalehrer. (rb)

Comics

Hirn eines Zehnjährigen

Was den neusten Asterix-Band mit dem aktuellen Album von Black Sabbath verbindet.

Von Gion Mathias Caveltz



Hätte man es vor 25 Jahren besser gefunden? «Asterix bei den Pikten».

Es ist schon wieder passiert – wie in letzter Zeit eigentlich immer. Um nur ein Beispiel zu nennen: Das neue Black-Sabbath-Album wird angekündigt, monatelang freut man sich darauf, am Erscheinungstag stürzt man sich sofort auf das Werk – und ist enttäuscht. Beim Teutates!, ist das flach, lieblos und uninspiriert! Hätte man das gleiche Produkt vor 25 Jahren besser gefunden, grossartig, genial gar? Tatsächlich gibt es kaum eine Frage, die den mittlerweile fast vierzigjährigen Rezensenten brennender interessiert – aktuell in Bezug auf das neue Abenteuer von Asterix, das 35. an der Zahl, Titel: «Asterix bei den Pikten».

Wie Ozzy Osbourne und Tony Iommi sind Asterix und Obelix alte Helden des Rezensenten. Aber es will ihm nichts zu ihnen einfallen. Überhaupt nichts. Warum nur? Liegt der Fehler bei ihm? Hat er sich – wider alle Vorsätze – irgendwie entwickelt? Das wäre grässlich! Es gibt doch nichts Schöneres, als das ganze Leben lang das Hirn eines Zehnjährigen zu haben. So wie Ozzy (drogenbedingt) oder Obelix (vermutlich genetisch bedingt – wobei: Wer weiss schon so genau, was es im Kessel mit dem Zaubertrank sonst noch alles drin gehabt hat?). Wildschweine jagen, Römer verhauen, einer Taube den Kopf abbeissen, dem Fürsten der Hölle ein paar Babys opfern. Gut, die

wenigsten dürften das in der Realität getan haben. Aber das spielt ja absolut keine Rolle.

Die Frau des Dorfhäuptlings

Unterm Strich bleibt die leise Hoffnung, bei den genannten Spekulationen handle es sich um reinen Quatsch – und Rick Rubin (Produzent der neuen Black-Sabbath-CD) respektive Jean-Yves Ferri (der neue Asterix-Texter) seien an der ganzen Misere schuld. Mit Misere gemeint: dass wohl bei den wenigsten Konsumenten die Lust aufgekommen sein dürfte, beim Hören der neuen Black Sabbath auch nur ein einziges klitzekleines Kreuzifixchen umzudrehen und beim Lesen des neuen «Asterix» auch nur ein einziges leierzupfendes Troubadürchen zu knebeln, zu fesseln und an einen Baum zu hängen.

Postskriptum: Etwas Gutes hat der neue «Asterix»: Gutemine, die Frau von Dorfhäuptling Majestix, ist offensichtlich immer noch die schärfste Braut in ganz Gallien.

Asterix bei den Pikten.
Egmont Comic Collection. 48 S., Fr. 19.90

Black Sabbath: 13. Universal.

Gion Mathias Caveltz ist Schriftsteller in Zürich.
www.nichtleser.com

Im Märchenwald

Peter Handkes neues Buch «Versuch über den Pilznarren» verströmt einen eigenartigen Zauber. Von Pia Reinacher

Ist es milde Selbstironie? Oder spricht aus dieser Geschichte ein verschrobener Narr? Peter Handke liefert zum fünften Mal einen sogenannten Versuch: Nach jenem über die «Müdigkeit» (1989), die «Jukebox» (1990), den «Geglückten Tag» (1991) und den «Stillen Ort» (2012) jetzt einen «Versuch über den Pilznarren» (2013). Wieder sind es um ein Kernthema mäandrierende Gedankenwolken, Bilderreigen, Erinnerungsfetzen und Selbsterfahrungsberichte. Und natürlich ist die Geschichte über sein Alter Ego, den verschollenen Pilznarren, den engen Freund, an den sich der Erzähler erinnert, gleichzeitig selbstironisch und närrisch – schon weil sie so klug und heiter ist. Peter Handke erzählt uns das Leben eines verrückten Pilzsuchers: eines erfolgreichen Anwalts und Friends des Erzählers. Schon als Jugendlicher sucht ihn diese unerklärliche, absurde, aber unstillbare Sucht heim.

Zuerst aus Geldgründen – Pilze zu verkaufen, ist lukrativ –, dann aus Faszination und schliesslich aus kompletter Abhängigkeit bricht er immer wieder auf in dunkle, schattige Wälder, um Pilze zu sammeln. Mit der Zeit kennt er viele nahe und entlegene Fundorte. Das «Finderglück» versetzt ihn jedes Mal in eine merkwürdige Euphorie, so dass er das Abenteuer süchtig repetieren muss. Auf dem Weg zu den Pilzen, erzählt uns der Autor, streift der Narr durch Lärchen- und Fichtenwälder, hört die lautlose Bewegung der Baumkronen im Wind, vernimmt ein Rauschen und Brausen, gerät vom durch die Wipfel hereinbrechenden Licht in finsterste Waldabschnitte und verirrt sich zu entlegenen Bergspitzen.

Plötzlich «normal»

Natürlich ist das ein Biedermeierton. Es ist, als träfen wir Adalbert Stifters Waldgänger wieder, den Sonderling Tiburius, der im «Waldsteig» nach Erdbeeren sucht, eine Frau findet und endlich «normal» wird. Auch Handkes Held wird nach all den Exkursionen ins Waldesinnere plötzlich «normal». Zwar findet er eine Frau, die seiner Pilzleidenschaft zuerst verständnisvoll begegnet. Eines Tages aber nimmt sie samt Kind Reissaus vor dem selbstverhangenen Mann, der immer früher am Morgen aufbricht und diese stinkenden, verschimmelnden, faulenden Pilze als Geschenk mitbringt. Aufgerüttelt durch den Verlust, durchläuft Handkes Held eine Katharsis. Er entfernt sich in ferne Länder – als er zurückkehrt, strahlt er eine neue Heiterkeit aus. Seine Hassliebe zu den Pilzen ist auf einmal wie weggewischt.



Schwerelose Form: Schriftsteller Handke.

Wer jetzt meint, Handke hätte sich im Ton vergriffen, täuscht sich. Im altmodischen Zugriff zeigt sich im Gegenteil sein Konzept. Es ist ein widerborstiges Ignorieren, mehr noch: Ausserkraftsetzen des modernen Gedröhns, der künstlichen Aufgeregtheit, der allgegenwärtigen Sensationsgier, die den Menschen längst wie in einer Selbsterstreuungsmaschine zermalmt und von sich selbst entfernt. Handkes Held zieht sich in den geheimnisvollen, stillen, weltabgekehrten Wald zurück – und findet zu sich selbst. Es ist ein Märchenwald. Eine Gegenwelt. Darin lassen sich die Erfahrungen machen, welche schon die Märchen lehren. Es ist ein Ort der Selbsterfahrung und Selbstbegegnung. Zuerst Störenfried und Aussenseiter, findet der heillose Narr darin wider Erwarten und auf störrische Weise seine wahre Identität.

Einmal mehr hat Peter Handke mit dem «Versuch» eine ungemein produktive, schwerelose, unfassbare, unabgeschlossene Form gefunden, die einen eigenartigen Zauber verströmt. Es ist ein von ihm erfundener, nur ihm gehörender literarischer Spielraum – und wieder nutzt er ihn, um den Leser durch die Magie eines fremdartigen Tons in eine andere Welt zu versetzen und dort an neuen Erfahrungen teilhaben zu lassen.

Peter Handke: Versuch über den Pilznarren. Suhrkamp. 217 S., Fr. 31.90

«Willisau and All That Jazz»

Von Peter Rüedi

Der Moment ist ja schwer auszumachen, in dem aus einer Summe von Aktivitäten, zack!, plötzlich ein «Lebenswerk» wird. Allemal im Rückblick, versteht sich. Für den Betroffenen ist das immer auch ein bisschen ein Moment des Erschreckens («So endgültig war das doch alles nicht gemeint», «The best is yet to come» et cetera). Dabei liegt es in der Natur des «Lebenswerks», dass es alles Künftige zum Nachtrag degradiert. In dem Wort liegt etwas von Endgültigkeit.

Nun ist Niklaus Troxler, der 1966 als Neunzehnjähriger in Willisau sein erstes Jazzkonzert organisierte und 2009 die Leitung des Festivals, in fast einem halben Jahrhundert aus provinzieller Nische zu globaler Bedeutung gewachsen, seinem Neffen Arno überantwortete – nun ist Troxler ein viel zu ungebrochen optimistischer Charakter, als dass er (wie man so sagt) «mit dem Leben abgeschlossen» hätte. Aber dass er sein Archiv, 720 Stunden Tonaufnahmen, 180 Konzertplakate und vieles mehr, der Hochschule Luzern schenkte (deren jazzpädagogische Abteilung ohne die Strahlkraft Willisaus wiederum schwer vorstellbar wäre), war schon so etwas wie ein Nachlass zu Lebzeiten. Der Band «Willisau and All That Jazz», eine «visuelle Chronik», ist jetzt sozusagen die Print-Parallelaktion dazu. Die überbordende Bildergeschichte einer vitalen Passion reflektiert in unzähligen Dokumenten der von Troxler immer hart am heissen Herzschatz der kreativsten Strömungen in Szene gesetzten Konzerte über vierzig Jahre Jazzgeschichte. Und ebenso in der Dokumentation von Troxlers Grafik. Die setzt die musikalische Leidenschaft so vital um, dass aus ihr eine eigene optische Sprache entstanden ist, längst eingegangen in die bedeutendsten grafischen Sammlungen der Welt. Kurze Essays von Tom Gsteiger und Nadine Olonetzky, (zu) kurze Erinnerung Troxlers, ausgewählte Presstexte und Reden – vor allem aber eben dieser überwältigende Bildteil. Eine Art Grabstein wider Willen ist diese Chronik eines Lebenswerks ja auch. Aber wie heisst die berühmte Koransure: «Gräber sind die Bergspitzen einer fernen neuen Welt». *The melody lingers on.*



Niklaus Troxler, Olivier Senn: Willisau and All That Jazz. Eine visuelle Chronik. Hochschule Luzern. Till Schaap Edition. 702 S., Fr. 78.–



Gala-Vorstellung mit exklusivem Manegen-Apéro für Weltwoche-Abonnenten.

Magical Conelli 2013

Seien Sie Special Guest im Circustraum Conelli. Geniessen Sie einen prickelnden, exklusiven Apéro in der Cirkusmanege. Anschliessend wird Ihnen ein exquisites Vier-Gänge-Menü serviert.

«Magical Conelli», so heisst die diesjährige Show des original Schweizer Weihnachts-circus Conelli auf Zürichs Märcheninsel Bauschänzli (vom 21. November 2013 bis zum 2. Januar 2014). Bei den legendären Gala-Vorstellungen werden den Gästen mit einem Vier-Gänge-Menü die kulinarischen Gaumenfreuden direkt an den Platz serviert. Beim «Magical Conelli» werden für einmal sämtliche Sinne verwöhnt!

Auf dem Programm stehen Top-Akrobatik, träumerische Poesie und musikalische Leckerbissen. Weltklasse-Artisten begeistern Sie mit ihren einmaligen Vorführungen, begleitet von der traditionellen Conelli-Live-Bigband unter der Leitung von Kapellmeister Alex Maliszewski. Dank den Conelli-Clowns Gaston und Roli und weiteren Comedians bleibt ganz sicher kein Auge trocken.



Weltwoche-Spezialangebot

Gala-Abend «Magical Conelli 2013» mit exquisiten Vier-Gänge-Menü und exklusivem Manegen-Apéro.

Datum: 16. Dezember 2013, Apéro um 17.30 Uhr

Leistungen:

- Apéro mit Champagner von Perrier-Jouët
- Köstlichkeiten aus dem Haus «Hiltl»
- Begrüssung durch Conelli-Geschäftsführer Erich Brandenberger
- Gala-Vorstellung und exquisites Vier-Gänge-Menü
- Garderobe und Programmheft

Bedingungen:

Dieses Angebot mit Manegen-Apéro gilt nur für Weltwoche-Abonnenten.

Kosten: Fr. 239.- pro Person, inkl. Getränke

Reservation:

Telefon: +41 (0)44/212 33 33 oder office@circus-conelli.ch mit Angabe der KD-Nr.

Veranstalter:

Circus Conelli, Conny-Land AG, 8564 Lipperswil, www.circus-conelli.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Der Widerwille, die Welt zu besingen

Lou Reeds Tod ist kein Anlass für nostalgische Sentimentalitäten.
 Von Thomas Würdehoff



«Ein Akkord reicht völlig»: Musiker Reed um 1972.

Es war knapp vor Ende des vergangenen Jahrtausends in New York. Genau genommen war es der 12. November 1997, ein ungewöhnlich sonniger Tag. Für Lou Reed ein aufregendes Datum, denn am Abend gastierte das Hamburger Thalia-Theater in der Brooklyn Academy of Music – mit seinem Stück. Der notorische Dunkelmann der New Yorker Musikszene würde sich erstmals mit einem Musical präsentieren, und die Besetzung war «a German cast of nonsingers». Ein gefährliches Unternehmen also, selbst wenn Theatermagier Robert Wilson Regie geführt hatte.

Ohrfeige für die Blumenkinder

«Time Rocker» hatte Erfolg, Tout-New York fand sich pünktlich nach dem Jubel hinter der Bühne ein, um dem Fürsten der Finsternis die Ehre zu geben. Lou nahm die Ovationen und Vertraulichkeiten gefasst entgegen, als sich die Tür am Ende des Gangs öffnete und ein untersetzter Mann mit lichtem Haupthaar und hellblauem Sportjackett unbemerkt eintrat, sich seinen Weg durch die aufgeregten Gäste bahnte und irgendwann vor dem Umjubelten stand. «Lou», hauchte der Kleine bewegt, als er den um einen Kopf Grösseren selig lächelnd umarmte, «this was just awesome.» Und Lou Reed kriegte sich nicht ein vor lauter Stolz und Rührung.

Der begeisterte Gratulant war selber eine Rocklegende, deren Stärken weniger *on the*

wild side lagen, sondern mehr bei den gefühligen Balladen. Paul Simon war gekommen, um dem verwegenen und gnadenlosesten Raubein seine Aufwartung zu machen.

Die Umarmung schob mir den Paradigmenwechsel schonungslos ins Bewusstsein. Dreissig Jahre zuvor hätten Velvet-Underground-Fans jemanden, der sich zu Simon & Garfunkel bekannte, vor den internationalen Gerichtshof für schlechten Geschmack geschleift. «I'm Waiting for the Man» und «The Boxer» stammten einfach nicht vom selben Planeten. Beide Songs wurden etwa um die gleiche Zeit in New York geschrieben, aber ihr Gesang schien aus weit voneinander entfernten Universen zu kommen. Und jetzt, an diesem New Yorker Abend, stehen sich die zwei nach einem Musical aufgeregt gegenüber. Zwei jüdische Jungs, in die Jahre gekommen, der eine aus Newark, der andere aus Long Island. Beide am Ziel ihrer Träume: mit Songs die Welt aus den Angeln heben – beiden war das gelungen.

Begonnen hatte es bei Lou Reed 1967. «Ein Akkord reicht völlig», befand er, und von dieser entspannten Warte ging er aus. Seit 1964 hatte er für ein kleines Label als Auftragschreiber gearbeitet, bis er schliesslich John Cale, einen durchgeknallten irischen Geiger, kennenlernte, der bereits einschlägige Erfahrung aufweisen konnte: Cale hatte zusammen

mit La Monte Young, einem der Erfinder der Minimal Music, die Szene verunsichert. Zusammen mit dem Gitarristen Sterling Morrison und der Drummerin Moe Tucker gründeten sie schliesslich The Velvet Underground.

Überwacht wurde das Projekt von Andy Warhol, dessen Produzentenarbeit vor allem aus der unerbittlichen Anweisung: «Verändert nichts!», bestand. Keine nachträglichen Verbesserungen, keine Korrekturen – drakonische Direktheit war die Devise. Und so erschien «The Velvet Underground & Nico», das Album mit Andy Warhols berühmter Banane als Cover, und es war eine schallende Ohrfeige ins Gesicht der Love-and-Peace-besoffenen Blumenkinder – und selbst die Beatles, deren «Sergeant Pepper»-Album im gleichen Jahr erschien, nahmen sich gegenüber der New Yorker Truppe wie saumselige Londoner Betschwestern auf Speed aus.

Durch die verregnete Bronx

Raue, ungemütliche Töne produzierten die Velvets. Reeds tonlos einsilbiger Sprechgesang verkündete ein unerhörtes Desinteresse an jeglicher Form von Melodie, an der Schönheit der Dinge. The Velvet Underground: Das war ein illusionsloser Spaziergang am Ende der Nacht durch die verregnete Bronx, festgehalten in faszinierenden musikalischen Polaroids. Mit dieser LP wirbelten sie die Szene auf. «Sie verkauften zwar nur 10 000 Stück davon», fasste U2-Produzent Brian Eno später die Wirkung der Platte zusammen, «doch jeder, der das Album kaufte, gründete eine Band.»

Auch nach dem Split der Velvets scheute Lou Reed keine Dissonanzen. Er war nie nostalgisch wie die Stones oder sentimental wie The Who, aber er hatte keinerlei Scheu vor Kitsch. «Transformer», ausgerechnet seine erste Veröffentlichung nach Velvet Underground, wurde produziert von David Bowie und verwirrte die abgebrühte Anhängerschaft mit Jahrhundertzeilen wie diesen: «It's [...] such a perfect day. You made me forget myself. I thought I was someone else. Someone good.»

Nach «Walk On The Wild Side» verzieh man ihm alles. Es war wohl sein grantiges Timbre, das einen nicht mehr losliess, egal, welches Lied er gewählt hatte. Dieser grundsätzliche Widerwille, die Welt zu besingen, gepaart mit einer beispiellos illusionslosen Wut – das machte das unentrinnbar widersprüchliche Charisma dieser Stimme aus. Brechts schroffe Mitteilung an seine Zuschauer: «Glotzt nicht so romantisch», hätte ohne weiteres auch bei jedem Konzert Lou Reeds plakatiert werden können. Selbst bei «Songs for Drella», dem berührenden Nachruf auf Andy Warhol, den er 1995 mit Kumpel John Cale einspielte.

Mit 71 Jahren ist er am vergangenen Sonntag zu Hause auf Long Island gestorben. Kein Raum für Nostalgie, dafür ist seine Stimme zu heutig. Lou Reed wird uns noch länger begleiten. ○

Top 10

Knorr's Liste

1	Gravity	★★★★★
	Regie: Alfonso Cuarón	
2	Prisoners	★★★★★
	Regie: Denis Villeneuve	
3	Rush	★★★★★
	Regie: Ron Howard	
4	The Butler	★★★★☆
	Regie: Lee Daniels	
5	Filth	★★★★☆
	Regie: Jon S. Baird	
6	Liberace	★★★★☆
	Regie: Steven Soderbergh	
7	Am Hang	★★★☆☆
	Regie: Markus Imboden	
8	About Time	★★★☆☆
	Regie: Richard Curtis	
9	Achtung, fertig, WK!	★★☆☆☆
	Regie: Oliver Rihs	
10	Ender's Game	★★☆☆☆
	Regie: Gavin Hood	

Kinozuschauer

1 (-)	Achtung, fertig, WK!	47 512
	Regie: Oliver Rihs	
2 (-)	Jackass: Bad Granpa	10 070
	Regie: Jeff Tremaine	
3 (1)	Runner, Runner	8 107
	Regie: Brad Furman	
4 (2)	Rush	6 762
	Regie: Ron Howard	
5 (4)	Prisoners	6 712
	Regie: Denis Villeneuve	
6 (3)	Turbo (3-D)	6 687
	Regie: David Soren	
7 (-)	Cloudy with a Chance of Meatballs 2	6 620
	Regie: Cody Cameron	
8 (6)	Gravity	6 058
	Regie: Alfonso Cuarón	
9 (-)	Am Hang	5 257
	Regie: Markus Imboden	
10 (7)	The Butler	4 657
	Regie: Lee Daniels	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Hangover 3 (Warner)
2 (2)	Fast & Furious 6 (Universal)
3 (4)	After Earth (Sony)
4 (3)	Iron Man 3 (Impuls)
5 (5)	Die Croods (Fox)
6 (6)	Snitch (Universal)
7 (7)	Hanni und Nanni 3 (Universal)
8 (-)	The Purge (Universal)
9 (8)	Star Trek- Into Darkness (Rainbow)
10 (-)	The Big Wedding (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Wie ein Donnergott: Assange (B. Cumberbatch, l.), Domscheit-Berg (D. Brühl, 2.v.r.).

Kino

Der dunkle Fürst

«The Fifth Estate», ein Film über Wikileaks und seinen Gründer Julian Assange, gebärdet sich als Polit-Thriller. Ist es aber leider nicht. Von Wolfram Knorr

Donnergott Thor – welch ein Zufall – wackt zurzeit nicht alleine durch die Kinos. Es gibt noch einen. Der eine schwingt den sprichwörtlichen Hammer, um das Universum zu retten, der andere einen Laptop, um üble Polit-Machenschaften aufzudecken. Beide stehen einem mächtigen *dark kingdom* gegenüber, auch wenn sich der Internet-Thor zum *bad guy* wandelt. Jedenfalls in «The Fifth Estate» von Bill Condon («Breaking Dawn») ist das so. Und muss wohl auch so sein, denn der Film ist eine Hollywood-Produktion über den Wikileaks-Gründer Julian Assange, die auch in den USA Kasse machen soll, wo der Enthüller als Bedrohung der «nationalen Sicherheit» gilt und wo seine Auslieferung gefordert wird. Seit Juni 2012 lebt Assange als politischer Asylant in der Botschaft Ecuadors in London. Einen puren Helden aus ihm zu machen, wäre also nicht so gut für die US-Kassen.

Schön, dass sich Mitstreiter mit der einstigen Lichtgestalt überwarfen und Bücher über den furiosen Erfolg des Enthüllungs-Maestros und ihren Zoff, den sie später mit ihm hatten, schrieben. Einer von ihnen war der Deutsche Daniel Domscheit-Berg, der Assange auf dem Chaos Communication Congress 2007 kennenlernte und mit dem wilden Krieger zusammenspannte – bis es eben zum Zerwürfnis kam. «The Fifth Estate» wird ausschliesslich

aus der Perspektive des deutschen Weggefährten erzählt. Condon und sein Autor Josh Singer stützten sich dabei auf Domscheit-Bergs Buch und das zweier *Guardian*-Kollegen, die sich gleichfalls mit dem Maniac überworfen hatten. Zum Bruch führte die Rücksichtslosigkeit, mit der Assange die Informanten preisgab. Er wollte mit Blitz und Donner die Mächtigen, das *dark kingdom*, das Fürchten lehren und wurde selbst zum dunklen Fürsten. Seine wahre Kunst war die Manipulation.

Wie ein Donnergott beherrscht Assange, durch Benedict Cumberbatch («Sherlock») mit aggressiver Präsenz verkörpert, die Szene. Ein Nussknacker-Recke mit überirdisch weisem Haar, ein monomanischer Fanatiker, der sich berufen fühlt, den Augiasstall auszumisten. Daneben verblasst Daniel Brühl als Domscheit-Berg. Er ist die moralische Instanz, der Gute, der der entfesselten Umwandlung des Enthüllers in einen Schurken erst zur Diabolik verhilft. Condon inszeniert Aufstieg, Erfolg und Zerwürfnis mit wilder, rastloser Hektik, die sich reichlich spät legt, bis der Film schliesslich zur Sachlichkeit findet und zum Psycho-Drama wird.

Natürlich werden alle hollywoodschen Register gezogen, bis zu Verfolgungsjagden, aber ein Polit-Thriller ist «The Fifth Estate» trotzdem nicht. Redaktoren mit wichtigen

Gesichtern, wildes Getippe auf Tastaturen, Rumgehusche mit Laptops im Rucksack, Moritz Bleibtreu, sein Keyboard traktierend, nahe an der unfreiwilligen Komik – der Film gaukelt Subversives, Klandestines, Heroisch-Guerillamässiges nur vor, Substanz ist nicht darin. «Der Mensch», wird Oscar Wilde zitiert, «ist am wenigsten er selbst, wenn er für sich spricht. Gib ihm eine Maske, dann wird er dir die Wahrheit sagen.» Das hätte der Film sein müssen. ★★★☆☆

Weitere Premieren

La Religieuse — Suzanne Simonin (Pauline Etienne), gerade mal sechzehn, wird von ihren Eltern ins Kloster abgeschoben, weil die Mitgift für die älteren Schwestern das Vermögen verschlungen hat. Die Mutter (Martina Gedeck) empfindet keine Zuneigung für die Tochter, die keine Nonne werden will und hinter den Klostermauern von einer Tortur in die andere gerät. Denis Diderots spektakulärer Roman, 1796 postum erschienen, wurde schon 1966 vom Nouvelle-Vague-Cineasten Jacques Rivette verfilmt und wurde in Frankreich zu einem Fall für die Zensur. Das Remake von Guillaume Nicloux ist angesichts der Missbrauchsskandale aktuell. Vor allem aber ist Pauline Etienne als unfreiwillige Nonne faszinierend. Sie trägt den Film. ★★★☆☆



Unfreiwillige Nonne: Suzanne (Pauline Etienne).

Fragen Sie Knorr

Sie haben vor einigen Wochen Nicolas Cage als Knallcharge bezeichnet. Wieso? Er ist doch einer der grossen Akteure, u. a. Gewinner des Golden Globe, und spielte in Filmen von Scorsese, Coppola und Lynch. W. G., Bern

Stimmt, in längst vergangenen Zeiten. Als er auf das Höllen-Bike «Ghost Rider» stieg, mit dem er durch die Flammen des Irrsinns musste, war's um ihn geschehen. Aber mal ehrlich, schon in Filmen wie «Wild at Heart» von



Les grandes ondes — Der Schweizer Radio-Programmchef beauftragt 1974 die Journalistin Julie (Valérie Donzelli), zusammen mit dem Kollegen Cauvin (Michel Vuillermoz) und dem Tontechniker Bob (Patrick Lapp) nach Portugal zu reisen, um die Schweizer Entwicklungshilfe im Land zu preisen. Im VW-Bus tuckern sie in den Süden und suchen die helvetischen Er-



Auf zur Nelkenrevolution: «Les grandes ondes».

folge, als die Nelkenrevolution ausbricht. Lionel Baier («Un autre homme») und Co-Autor Julien Bouissoux gelingen ein paar satirische Volten, aber letztlich fehlt dem Film, trotz gelungenem Lokalkolorit, eine konsequente Story. Es wird zu wirr herumgealbert. ★★★☆☆

Thor 2 – The Dark Kingdom — Die Story nachzuerzählen, würde zu debil klingen, also lassen wir's beim blonden Recken (Chris Hemsworth), der jetzt vor der allerallergrössten Herausforderung steht, der selbst sein Vater Odin (Anthony Hopkins) nicht gewachsen ist. Würg, ächz. Er muss die Dunkel elfen unter der Führung von Malekith (Christopher Eccleston) in ihre Schranken weisen. Malekith ist ein Rotzbengel und sieht aus wie ein verwesungssüßer Halbgefrorener. Das kann Spass machen, und wenn Thor, dieser törichte Recke, den Hammer schwingt, ist das schön kurios, aber Natalie Portman ist wunderschön. Vor allem ist das Sequel eine CGI-Orgie. ★★★☆☆

David Lynch war er als gequälter Elvis-Ver-schnitt hart an der Grenze. Cage kommt wie De Niro und andere aus der Method-Acting-Schule (bei der die Schauspieler auf eigene Erfahrungen zurückgreifen), hat aber den Bogen überspannt, was dann halt lächerlich wird. Auf Youtube finden sich irre Ausschnitte aus Filmen mit Cage. Legendär ist die Szene aus «Vampire's Kiss», in der er der verdutzten Therapeutin, als sei ihm der Schädel durchgekracht, das Alphabet runterrasselt.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Ein Käfig voller Frauen

Von Rico Bandle

Das Schweizer Fernsehen steht in der Kritik, weil es in seiner Schweiz-Geschichtsstunde die Frauen vernachlässigt. Der Privatsender 3+ bietet eine Alternative zu den bärtigen Männern mit Hellebarden auf SRF: «Der Bachelor». Ein Anwärter auf den nationalen Gleichstellungspreis ist diese Sendung zwar nicht, aber immerhin sind die Frauen hier nicht untervertreten. «Gleich zwanzig sexy Ladys wollen nur das eine – ihn», sagt die Off-Stimme.

Zwanzig junge Damen buhlen also auf einer thailändischen «Trauminsel» um einen Mann: Den Bachelor, ein 27-jähriger Fussballer beim FC Rapperswil-Jona. Eine eigenartige Berufsbezeichnung. Gibt es in der dritthöchsten Fussballliga der Schweiz Profispieler? Und wie kommt es, dass der «begehrteste Junggeselle der Schweiz» seit drei Jahren Single ist und bei Mama wohnt? Solche Fragen werden den Boulevardmedien in den nächsten Wochen reichlich Stoff bieten.

Beim Anblick der Schönheiten kommt der Bachelor ins Schwärmen: «Wenn ich hier nicht die grosse Liebe finde, dann nirgends mehr.» Meint er das ernst? Leider ist dies zu befürchten. Obschon umgeben von schönen Frauen, dürfte er die tragische Figur in dieser Inszenierung sein. Die Frauen scheinen viel eher zu wissen, weshalb sie hier sind: Um ein wenig Ruhm zu geniessen, bevor sie wieder in Vergessenheit geraten, ähnlich wie blutten Hausfrauen auf der Blick-Titelseite.

In der ersten Folge wird rasch offensichtlich, dass die Auswahl der Frauen nicht nur nach optischen Kriterien erfolgte: Aus Deutschland wurden ein oder zwei forsch auftretende Damen eingeflogen, die für Missstimmung sorgen sollen. Eine von ihnen küsste den Bachelor bereits nach wenigen Augenblicken auf den Mund, was bei ihren Konkurrentinnen drehbuchgemäss zu ersten argwöhnischen Kommentaren führte. Konflikte unter den Frauen sind also programmiert. Um mit den Kämpfen zwischen Eidgenossen und Habsburgern mithalten zu können, werden sich die Damen noch gehörig eins aufs Dach geben müssen.

Der Bachelor: Montag, 20.15 Uhr, 3+.

Nackte Frauen, gesunder Appetit

Die Collagen eines berühmten Architekten; ein Fotograf auf Durchreise; Kunst am Sonntagvormittag. Von Hildegard Schwaninger



Licht des Lebens: Richard Meier (Mitte) mit Ludmila von Kyburg-Habsburg und Isabelle Bscher.

Mit seinen weissen Bauten ist **Richard Meier** einer der bedeutendsten Architekten der Welt. Der Amerikaner schuf das Paul Getty Center in Los Angeles, das Stadthaus in Ulm, das Museum Frieder Burda in Baden-Baden oder das Museum für zeitgenössische Kunst in Barcelona. Sein Stil ist unverkennbar: «Das Wichtigste ist das Licht. Licht ist Leben.» Bei seinem Besuch in Zürich zeigte er sich von einer ganz anderen Seite. Die Galerie Gmurzynska zeigte seine Collagen «Timepieces», eine Art Tagebücher der letzten fünfzig Jahre. «Meine Bauten sind öffentlich. Meine Collagen sind privat», sagt Richard Meier, der – demnächst 80, aber immer noch eine imposante Statur – auf einen Stock gestützt in der Galerie stand. «Sehr privat», könnte man sagen: Die Collagen zeigen – neben Theatertickets, Star-Fotos, Dinner-Einladungen – vor allem nackte Frauen.

Man feierte den hohen Besuch in der «Kronenhalle». Richard Meier ass mit gesundem Appetit das Wiener Schnitzel, er sass zwischen **Raquel Marquard** und Gastgeberin **Krystyna Gmurzynska**, vis-à-vis deren Tochter **Isabelle Bscher** und **Ludmila von Kyburg-Habsburg**. Die hatten den griechischen Krösus **Spyros Niarchos** in ihrer Mitte. Am Tisch waren noch zwei unbegleitete Männer: der italienische Charmeur **Giovanni Mahler**, der erste Mann der mittlerweile zum vierten Mal verheirate-

ten **Fiona Grasser-Swarovski**, und Unternehmer **Ernst Theodor Henne**, der ohne seine beiden Ladys (Ehefrau **Renate** und ihre Tochter **Gabriele Inaara Begum Aga Khan** treten fast immer im Doppelpack auf) da war.

An der Vernissage sah man auch Vermögensverwalter **Christoph Grüebler**, unterwegs mit seiner Langzeit-Muse **Mitsou Steiner**. Sie ist die Mutter von **Tim Steiner**, der als lebendes Kunstwerk herumläuft (der ganze Rücken ein einziges Tattoo). Grüebler traf mit **Spyros Niarchos** einen alten Bekannten: Niarchos kaufte



«Sehr privat»: Henne, Gmurzynska.

vor ein paar Jahren die Villa von Grüebler auf dem Suvretta-Hügel in St. Moritz – als kleines Geschenk für seine Tochter. Auch gesichtet: **Monique Steiner**, die immer noch die ganze

Welt mit ihrer Scheidungsgeschichte belästigt, obwohl der Rosenkrieg mit Bau-Mogul **Peter Steiner** fast zehn Jahre zurückliegt.

Greg Gorman, der Fotograf aus Los Angeles, war auf der Durchreise in Zürich, ehe er nach Berlin zu seiner Ausstellungseröffnung weiterreiste. Von dort geht es nach Vancouver und Toronto. Gorman wird acht Wochen unterwegs sein und hatte entsprechend Gepäck bei sich (37 Kilo). Er war Hausgast bei seinem guten Freund **This Brunner** (Film), ass in der «Kronenhalle» am James-Joyce-Tisch zu Mittag (am Nebentisch: **Dirk Boll**, Christie's Direktor Europa, der heute in London lebt), ging ins Café Schober (wo er gerne mit Filmemacher **John Waters** sitzt), zum Coiffeur, machte Waldspaziergänge im *Indian summer*.

So flog er frisch gestärkt nach Berlin, wo im Haus der Fotografie die Ausstellung mit **Helmut Newton** gezeigt wird (letztes Jahr war sie in Paris im Grand Palais). Vom als Erotomanen geltenden Newton werden bisher unbekannte Frauenbilder gezeigt – Gorman zeigt Männer. Aktporträts, die er in seinem Studio in Los Angeles gemacht habe. Gorman: «Die meisten Männer sind Models. Ich habe sie auf der Strasse entdeckt und angesprochen.»

Sonntagvormittag-Veranstaltungen haben nicht viel Glamour, aber sie können interessant sein. Bis auf den letzten Platz besetzt



Klein, aber teuer: Künstler Lauro.

war die Galerie **Annamarie M. Andersen**, als die Galeristin zum Künstlergespräch mit **Roberto Lauro** lud. Gut, die Galerie ist klein (20 Plätze), aber an teuerster Adresse (Bodmerstrasse). Nachbar ist der Schönheitschirurg **Christoph Wolfensberger** mit seiner Praxis. Andersen ist eine tüchtige Frau, sie wirkt seit Jahrzehnten als Kunstvermittlerin. Roberto Lauro sprach über seine Beziehung zur Musik. Seine Skulptur «Papageno» steht in Salzburg beim Mozartplatz. Der Schweiz-Italiener hat über Musik einiges zu sagen. Vor allem Strawinski mit seiner ungezähmten Wildheit inspiriere ihn.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Herz und Kopf

Die Zen-Meister Pia Gyger, 72, und Niklaus Brantschen, 76, führen seit über vierzig Jahren eine zölibatäre Partnerschaft. Es fehlt ihnen nichts. Im Gegenteil. *Teil 1*



Wahre Liebe: Niklaus Brantschen, Pia Gyger.

Pia: Ob zölibatär oder nicht: Es geht bei uns um die Liebe. Ihr haben wir uns verschrieben, sie bringen wir in unserem Buch zur Sprache. Und obwohl wir die Sexualität nicht in ihrer ursprünglichen Form ausleben, haben wir sie nie verdrängt. Als mir Niklaus einmal sagte, er versuche, mich nur mit dem Herzen und dem Kopf zu lieben, ermahnte ich ihn: «Wir müssen diese sexuelle Kraft integrieren und transformieren.»

Niklaus: Das Ziel der Geschlechtlichkeit war während Jahrtausenden die Arterhaltung. Doch mehr und mehr wird deutlich, dass Sexualität mehrdimensional zu verstehen ist, denn die in ihr verborgene grosse Energie kann auf verschiedene Weise in schöpferische Energie umgewandelt werden. Man soll es nicht verschweigen: Es gab auch für uns einige schmerzvolle Jahre. Einerseits waren da unsere Berufungen – ich war Priester, Pia Ordensschwester –, und dann gab es die Gegenströmung, so kraftvoll zueinander gezogen zu sein. Die Pflege der Meditation, die Innerlichkeit haben uns auf diesem Weg geholfen, und später gründeten wir zusammen das Lassalle-Institut für Zen, Ethik, Leadership, engagierten uns in vielen Projekten: Wir wurden auch ohne Kinder fruchtbar, wenn man so will.

Pia: Ganz jung wollte ich heiraten und acht Kinder bekommen. Aber verschiedene Ereignisse, darunter eine Einheitserfahrung – das ist die Erfahrung grenzenloser Liebe – führten mich auf einen anderen Weg. Ich lag auf einer Wiese und atmete den Duft der aufbrechenden Erde ein. Ab diesem Moment trieb mich die Frage um, was die wahre Liebe sei. Ich fand zu Jesus Christus und zu Gott, legte Miniröcke ab und den Lippenstift auf die Seite und trat mit 27 Jahren in eine Ordensgemeinschaft ein. Es gab viele Konflikte. Ich sah mich als Teil der 68er Generation und stellte die Traditionen in Frage. Natürlich verpflichtete ich mich dem Zölibat, sah aber nicht ein, wieso man Gott nur dann vollständig lieben kann, wenn man auf die Liebe zu einem Menschen verzichtet. Nur fünf Jahre später begegnete ich dem Mann, der mein Leben bis zum heutigen Tag begleitet.

Niklaus: Als ich mich in Pia verliebte, war ich Jesuitenpriester. Anfänglich versuchten wir, unsere Gefühle füreinander zu bekämpfen. Doch das half uns auch nichts. Heute weiss ich, dass es weniger um das geht, was wir vom Leben wollen, als um das, was das Leben von uns will, das heisst, was der Wille Gottes ist. Wenn wir ein authentisches Leben führen wollen, müssen wir diesem Ruf folgen. Es gibt in jedem Leben ein «Muss», das jenseits der Ich-Zentrierung liegt, ein Muss, das tief im Wesensgrund verwurzelt ist. Mit anderen Worten: Es gibt ein erfülltes Leben trotz unerfüllter Wünsche. Das wussten wir. Und doch fragten wir uns mitunter, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn wir uns nie getroffen hätten. Diese Frage trieb uns immer um, wenn wir nur den Preis sahen, den uns unsere Überzeugung kostete: Schmerz. Später erkannten wir, dass der Schmerz zur Liebe gehört wie ein Zwilling zum anderen. Deshalb brauchen wir auch nicht in Selbstmitleid zu verfallen.

Niklaus Brantschen, Pia Gyger: Es geht um die Liebe. Aus dem Leben eines zölibatären Paares. Kösel, 159 S., Fr. 29.90

Protokoll: Franziska K. Müller
Teil 2 in der nächsten *Weltwoche*

Neue Strategien

Von *Andreas Thiel* — Wer nichts hat, braucht nichts zu verteidigen.

Hauptmann: Wo bleibt der Nachschub? Wir brauchen Hellebarden und Brot.

Fourier: Die Kassenschwärzerin hat die Rationen gekürzt.

Hauptmann: Wieso?

Fourier: Hier kommt sie.

Hauptmann: He, Kassenschwärzerin, wieso wurden die Rationen gekürzt?

Widmer-Schlumpf: Wir haben eine neue Verteidigungsstrategie entwickelt.

Hauptmann: Um uns gegen die Habsburger und Franzosen zu verteidigen, brauchen wir vor allem gutgenährte Soldaten.

Widmer-Schlumpf: Ja, aber die Franzosen greifen uns nur an, solange es hier etwas zu holen gibt. Wenn sie sehen, dass es uns schlecht geht, dann greifen sie uns nicht mehr an.

Hauptmann: Aber uns geht es doch gut!

Widmer-Schlumpf: Deshalb haben wir die Rationen gekürzt.

Hauptmann: Ich verteidige aber gerne, was ich habe. Und ich hätte gerne einen vollen Magen.

Widmer-Schlumpf: Genau diese Gier werfen uns die Franzosen ja vor. Zudem können wir die Rationen gar nicht mehr anheben, weil wir einen Teil der Kriegskasse bereits den Franzosen übergeben haben.

Hauptmann: Was? Wieso?

Widmer-Schlumpf: Das ist Teil unserer neuen Verteidigungsstrategie. Wenn wir ihnen geben, was sie wollen, brauchen sie uns nicht mehr anzugreifen.

Winkelried: Aber wir sind doch bereit, uns zu verteidigen! Ich würde mich jederzeit für mein Land in die feindlichen Spiesse werfen.

Widmer-Schlumpf: Sehr gut. Hauptmann, verhaften Sie diesen Mann und liefern Sie ihn den Franzosen aus.

Fourier: Hier kommen die neuen Spiesse.

Hauptmann: Aber die sind ja viel kürzer als die alten.

Widmer-Schlumpf: Ja, die Franzosen haben sich darüber beschwert, dass wir längere Spiesse haben als sie. Deshalb haben wir unsere Spiesse gekürzt, damit alle gleich lange Spiesse haben.

Fourier: Wenn die Kassenschwärzerin weiter mit den Franzosen verhandelt, gewinnen am Ende wieder die Franzosen.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



Traum vom Schaum

Von Peter Rüedi



Es ist nicht mehr lange hin, und da werden mir wieder meine Grenzen aufgezeigt, das heisst noch deutlicher als sonst beim Umgang mit Wein (in welchem einem ja immer ein wirklicher oder vermeintlicher Kenner weismacht, man habe *überhaupt* nichts begriffen).

Weihnachten steht vor der Tür, und da wird wieder Champagner-Kompetenz gefragt sein, und also mein Bekenntnis: Von feiner und gröberer Perlage abgesehen, kann ich gerade mal einen lausigen Champagner von einem sehr guten unterscheiden. Ich pack's nicht, und jene Cüpli-Kundschaft, die mit dem Quirl die *Blöterli* aus dem Glas befördert, die seit den Zeiten des legendären Dom Pérignon ein kunstfertiges Verfahren mühevoll in die Flasche bringt, verstehe ich schon gar nicht.

Trost finde ich bei jenen Blindverkostungen, die sich, sicher wie Silvester oder die Dezemberdepression, im Vorfeld der Festtage einen Spass daraus machen, hochklassige Champagner mit Schäumern bescheidenerer Herkunft zu konfrontieren (und öfter mal zu desavouieren): mit Crémants aus dem Elsass, dem Burgund, von der Loire, mit «Champagnern» von der norditalienischen Franciacorta (Méthode champenoise) oder gar noch Schlichterem aus Conelgliano Valdobbiadene, wo selbst unter der zweifelhaften Affiche Prosecco neben viel Schrott auch Erfreuliches zu finden ist.

Ja selbst Schaumweine aus England dienen da gelegentlich als «Piraten», und natürlich solche aus Deutschland. Nicht zu reden von denen aus Spanien, den Cavas. 95 Prozent davon stammen aus Katalonien, und also ist Cava ein Teil der katalonischen Identität wie der FC Barcelona. Drei Viertel des katalonischen Weins wachsen im Gebiet von Penedès, also auch die Parellada-, Xarel-lo- und Macabeo-Trauben, aus denen Mercè Sangüesa ihren Cava El Llupià macht. Eine Cuvée mit einer feinen Aromatik wie reife Äpfel (und nicht zu reifem Pfirsich), sehr frisch und angenehm auch für einen Banausen wie mich (s.o.). Nur so zum Sagen: Noch nach dem Herausschütteln sämtlichen Schaums bliebe ein trinkbarer Wein. Ist, versteht sich, nicht im Sinne der Erfinderin. Also lassen wir's.

Mercè Sangüesa: El Llupià 2011. Cava DO. 12%.
Weinhandlung am Küferweg. Fr. 19.60. www.kueferweg.ch

Duft des Orients

Von Jürg Zbinden

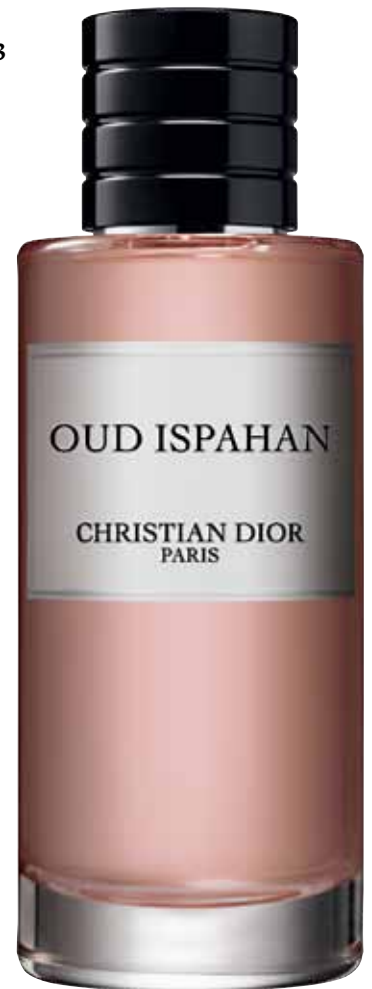
1



2



3



Oud ist die teuerste Duftingredienz der Welt. Nicht immer ist gut, was teuer ist, aber Oud-Düfte dominieren in den letzten Jahren geradezu den Parfümmarkt. Bei der reichen arabischen Kundschaft kommen die Variationen hervorragend an, und auch die westlichen Männer – und Frauen – kommen auf den Geschmack. Oud wird aus dem Harz verschiedener Bäume gewonnen, die zu der Gattung der Aquilaria, der Adlerholzbäume, gehören.

1 — Die neue «Private Blend Oud»-Kollektion von Tom Ford gleicht einer olfaktorischen Reise, bei der drei faszinierende, sinnliche Facetten des kostbaren Inhaltsstoffs ergründet werden. Neben dem Bestseller «Oud Wood» spielen dabei zwei neue Oud-Düfte die Hauptrolle: Die beiden Eau de Parfums «Oud Fleur» und «Tobacco Oud» basieren ebenfalls auf den wichtigsten Extrakten des Bestsellers – Oud, Sandelholz und Patschuli –, entwickeln sich dann aber in zwei ganz eigene, kontrastierende Richtungen. Komplettiert wird die ab November 2013 erhältliche Kollektion durch drei Körperpflegeprodukte mit dem Bestseller-Duft «Oud Wood». Erhältlich in zweierlei Grössen: 50 ml Eau de Parfum kosten jeweils um Fr. 250.–, 250 ml im Decanter um Fr. 660.–.

2 — «Colonia Intensa Oud» von Acqua di Parma: ein charaktervolles Eau de Cologne, stark und frisch. Für einen Kosmopoliten in Geschmack, Neugier, Nutzung der Technologie. Schnell und auf dem neusten Stand in Kontakt mit anderen und der Welt. Er ist immer auf Reisen und liebt es, persönlich zu entdecken, was in anderen Ländern und Kulturen passiert. Offen für neue Horizonte, auf der Suche nach einem authentischen, substanziellen, nie zur Schau gestellten Luxus. Von Paris bis Peking, von New York bis Dubai geniesst er den Aufenthalt in Hotels, in denen man eine internationale und gleichzeitig warme, persönliche, in jedem Detail gepflegte Atmosphäre spürt. Um Fr. 200.–.

3 — «Oud Ispahan» aus der «Collection privée» von Christian Dior ist ein arabisches Märchen mit einem Hauch von Rosen und pfeffrigem Biss. Der raffinierte Duft, eine Kreation des Parfümeurs François Demachy, ist «Portrait of a Lady» seines Kollegen Frédéric Malle nicht unähnlich und eignet sich für Damen und Herren. Wer es maskuliner, das heisst weniger blumig, mag, der wähle Diors «Leather Oud». 125 ml kosten bei Boutique Dior an der Bahnhofstr. 13 in Zürich Fr. 305.–, 250 ml Fr. 440.–.



Auto

Ende der Saison

In den letzten schönen, warmen Tagen des Jahres fahren wir den überraschenden offenen Opel Cascada. *Von David Schnapp*

Man setzt sich in das Auto, dreht den Zündschlüssel und will sich schon nach hinten verrenken, um den Sicherheitsgurt mühsam zu erreichen, da surrt er einem schon, geführt von einem Kunststoffarm, entgegen. Nicht, dass man so etwas noch nie gesehen hätte, aber bei einem Cabriolet von Opel ist diese Art von bequemem Luxus doch überraschend.

Schon von aussen hatte der Wagen («Das zeitlose Cabriolet», laut Opel) einen guten Eindruck gemacht: Mutiger und aufregender gezeichnet, als was in dieser Fahrzeugklasse sonst so unterwegs ist, gefällt am Cascada die gestreckte Silhouette, die hohe Schulterlinie, die dynamische Front und das gelungene Heck. Lediglich die breite Chromspange, welche die beiden Rückleuchten verbindet, sieht etwas altbacken aus.

Der Innenraum wirkt hochwertig, viel schönes Nappaleder in elegantem Braun und mit schönen Nähten versehen, wurde bei unserem Testwagen verarbeitet. Allerdings sind die Übergänge zwischen weichem, angenehm anzufassendem Leder und hartem Kunststoff teilweise etwas unvermittelt, und die Opel-ty-

pisch aneinandergedrängten Tasten und Schalter für Musik, Navigation und Klima-Automatik auf der Mittelkonsole erscheinen mir weder ergonomisch noch von der Bedienung her die beste aller Lösungen.

Als ich den Opel Cascada entgegennahm, war nicht gerade Offenfahren-Wetter, und so kam ich mit dem Auto mal hier- und mal dorthin, ohne dass sich eine Gelegenheit ergeben hätte, das Dach zu öffnen. Aber schon so macht der Wagen Freude. Mit dem Cascada, ausgerüstet mit einem 1,6-Liter-Turbotriebwerk mit einer äusserst diskret arbeitenden Start-Stopp-Automatik, 170 PS Leistung und einer 6-Gang-Schaltung, reisst man zwar keine Strassen auf, ist aber immer ausreichend motorisiert und kommt flott voran.

Flanieren am Sonntag

Dieses Cabrio eignet sich sowieso am besten für die entspannte Sonntags-Flanierfahrt und weniger für gehetzte Kurvenjagden. Der Cascada ist ein Cruiser und kein Renner, das optionale Flex-Ride-Fahrwerk ist gut ausbalanciert zwischen Komfort und Präzision, aber der ganze Wagen ruft eher nach Gemütlichkeit.

Und dann wurden es doch noch ein paar schöne Herbsttage, so schnell, wie das Wetter wechselte, war das Dach offen (17 Sekunden), ein laues Lüftchen blies mir um den Kopf. Ich bin ein Schönwetter-Cabriofahrer, es war deshalb ein schönes Ende der Saison.

Opel Cascada 1.6 SIDI Turbo

Leistung: 170 PS, Hubraum: 1598 ccm

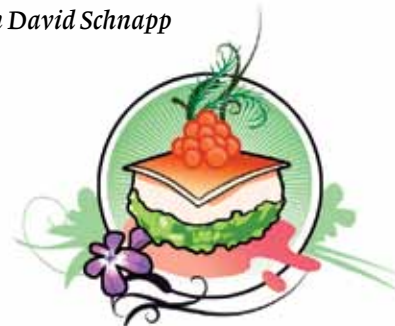
Höchstgeschwindigkeit: 222 km/h

Preis: Fr. 39 800.-; Testwagen Fr. 49 500.-

Zu Tisch

Gnade der Jugend

Von David Schnapp



Letzte Woche ging es hier um die erfreulichen Aussichten, die mancher junge Koch dem Land in kulinarischer Hinsicht bietet. Es gibt einige vielversprechende Talente im Land, auch wenn es nicht gerade ganze Bataillone sind. Ein weiteren Mann mit Zukunft wollen wir hier vorstellen, den 28-jährigen Berliner Dennis Puchert, der letztes Jahr die Küche im Gourmetrestaurant «Spice» im Zürcher Hotel «Rigiblick» übernommen hat und seither die Möglichkeiten der Jugend auslotet.

Mutig kombiniert er etwa eine Kalbshaxe mit Gänseleber, Himbeeren, Joghurt und Broccoli, setzt molekulare Techniken wie Sphärisierung und Gelierung gezielt und gekonnt ein, spielt mit den Kontrasten von Geschmäckern, Temperaturen sowie Konsistenzen und Texturen. Nach einem Menü von neun Gängen (für immerhin 225 Franken) führt das zum Fazit, dass ich in den paar Stunden, in denen ich hier oben am Zürichberg sass, zwischendurch auf die Stadt hinuntersah und dazu immer wieder von neuen Gerichten überrascht wurde, ein höchst abwechslungsreiches Essen vorgesetzt bekam.

Das sehen nicht alle so, der Gourmetführer «Gault & Millau» erkannte ein «teilweise überforderndes Programm», was möglicherweise eher am Tester als am Küchenchef liegt, dem man dann noch rät, seine Kreativität besser in den Griff zu bekommen. Einspruch. In der Schweiz fehlt es nicht an klassischen *fine dining*-Konzepten, ebenso wenig wie an Edel-Italienern oder guten Beizen. Es könnte aber mehr grosse Köchentalente vertragen. Ich halte es für wichtig, dass junge Köche eine Bühne bekommen, etwas wagen können, sogar auf die Nase fallen dürfen. Ruhe und Gelassenheit, gelegentlich Arm in Arm mit Langeweile, kommen dann von alleine. Anders gesagt: Ich werde lieber von einem jungen Küchenchef kulinarisch unterhalten, weil er Neues wagt, als dass ich von einem gelangweilt werde, dem auf hohem Niveau nichts mehr einfällt.

Restaurant Spice im Rigiblick: Germaniast. 99, 8044 Zürich, Tel. 043 255 15 70. Sonntags und montags geschlossen. 1 Michelin-Stern, 15 Gault-Millau-Punkte. Ausführlicher Bericht über das Menü mit Bildern auf www.dasfilet.ch



«Komischer Akzent»: Designer Arad, 62.

MvH trifft

Ron Arad

Von Mark van Huissing — Gespräch mit einem, der als «Designstar» beschrieben wird. Und sehr einverstanden ist mit der Bezeichnung.

Ich habe Artikel über Sie im Archiv gesucht, das ist nicht einfach, weil der israelische Luftwaffensoldat, der 1986 im Libanon verschwand, auch Ron Arad heisst.» – «Ja, er ist ein wenig jünger als ich, und wir haben denselben Namen, kein sehr gewöhnlicher Name.» – «641 Fundstellen – «Viel zu lesen», dachte ich ...» – «Ungefähr die Hälfte der Artikel sind über mich; Sie hätten Bilder suchen sollen, die sind fast alle von mir. Oder auf Twitter, Instagram ..., diesen zeitgenössischen Sachen.» – «Als Laie denke ich manchmal, Designer und Architekten haben keine steile Lernkurve. Weil man im Alltag immer wieder auf Designfehler oder schlechte Architektur stösst.» – «Ich denke, in jedem Beruf lernt man dazu, vom Beobachten und wenn man Dinge macht. Und aus Erfolgen und Fehlern. Architektur ist ein schwieriges Geschäft – viel Verantwortung, lange Verhandlungen. Es ist nicht wie malen, ein Bild kann gut sein oder schlecht, aber es

stürzt nicht ein; es gefällt bloss oder nicht, doch keiner klagt darüber. Schlechte Architektur, schlechtes Design ..., das spielt keine Rolle in meinem Leben, das ist es nicht, was mich antreibt.» – «Es war eine allgemeine Feststellung. Sie entwerfen ja eher spezielle Stücke.» – «Ich entwerfe keine speziellen Stücke, was ist für Sie ein spezielles Stück?» – «Objekte von Ihnen oder anderen Designern, die Erfolg haben, sind irgendwie herausragend. Sonst wären sie nicht in hoher Stückzahl hergestellt worden, und man würde sie nicht kennen. Ich dachte an Alltagsgegenstände, die Türen eines Busses zum Beispiel, die auf die falsche Seite öffnen ...» – «Weshalb sprechen wir von Dingen, die nicht funktionieren? Es gibt Dinge, die ich entworfen habe, bei denen es nie darum ging, ob sie praktisch sind. Weil ich andere Ansprüche hatte, zum Beispiel meine Neugier zu befriedigen. Und andere sind praktisch, zum Beispiel die Brillen, die ich entworfen habe – sie zu tragen

muss bequem sein, sonst wäre es kein gutes Produkt. Oder dieser Stuhl, auf dem ich sitze, hergestellt von der sehr ernsthaften Schweizer Firma Vitra, muss auch bequem sein.»

Ron Arad, geboren 1951 in Tel Aviv, lebt und arbeitet in London. Er entwirft Möbel etwa für B & B Italia oder Kartell. Zudem führt er mit Partnern das Architekturbüro Ron Arad Associates, die Firma ist verantwortlich für das Bauhaus Museum in Tel Aviv oder das Design Museum in Holon (Israel). In der NZZ am Sonntag wurde er als Stardesigner mit Riesen-Ego sowie als Selbstdarsteller beschrieben (was nicht falsch ist, finde ich). Schwieriger fand ich, dass ihm während des Gesprächs in seinem Studio in einem ehemaligen Pferdestall der gehäkelte Wollhut so tief ins Gesicht rutschte, dass ich seine Augen nicht sehen konnte; ohne Hut, lernte ich, trifft man ihn nie in der Öffentlichkeit.

«Ist gutes Design teurer in der Herstellung als schlechtes?» – «Auf keinen Fall. Aber man sollte daraus keine Slogans machen, weil Slogans nie stimmen. Manchmal kommt bei einem Entwurf etwas raus, was einen überrascht. Alexander Bell hat das Telefon als Hörhilfe erfunden – und es wurde zu einem Fluch für Leute, die nicht gut hören.» – «Warum gibt es in bestimmten Ländern viele Leute, die in einer Sache gut sind, in anderen Sachen aber nicht? In der Schweiz gibt es gute Architekten ...» – «Man sollte nicht sich selber Komplimente machen.» – «... aber kaum Modedesigner; in Frankreich gute Modedesigner, aber wenig Architekten; in Italien gute Möbel-designer, aber ...» – «Ich denke, diese Frage führt nirgends hin. Weil Design, Architektur und Kunst nicht wie Fussball sind – man tritt nicht als Nation an. Ist Zaha Hadid eine irakische Architektin oder eine britische, was denken Sie?» – «Ich weiss es nicht, sind Sie ein israelischer Designer oder ein britischer?» – «Ich habe einen britischen Pass, ich studierte in London, an der gleichen Schule und zur gleichen Zeit wie Zaha. Ich wuchs in Tel Aviv auf und habe mehr von dort als nur einen komischen Akzent. Aber es ist so: Wenn man Erfolg hat, beanspruchen einen die Leute.»

«Form folgt Funktion» ist ein Designer-Leitsatz.» – «Richtig.» – «Bei Ihrem «Bookworm» [ein Bücherregal und einer seiner bestverkauften/bekanntesten Entwürfe] geht es mehr darum, wenige Bücher zu inszenieren, als viele Bücher aufzubewahren, was die Funktion eines Bücherregals wäre.» – «Die Funktion ist vergleichbar mit den Pfosten eines Tors beim Fussball – man kann sie verschieben. Manchmal ist die Funktion eines Bücherregals, Bücher, die man liebt, zur Schau zu stellen. Wie gesagt: Slogans sind nie gut.»

Sein liebstes Restaurant: «Nennen Sie das Restaurant, das Sie am meisten mögen, was das Design angeht, und das, was die Küche angeht.» – «Ich mache es einfach: eines für beides: «Sketch».» 9 Conduit Street, London, Telefon +44 207 659 45 00.



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.



Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich
bewahrt man sie schon für die nächste Generation.

